Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1939

62. Jahrgang. Winnipeg, Man., den 3. Mai 1939. Nummer 18.

Verschieden und nur ein Weg.

Verschieden sind die Wege,
Die Menschenkinder geh'n,
Verschieden Gottes Walten,
Wie Er es vorgeseh'n;
Dem einen scheint die Sonne
So warm, so hell und klar,
Der andre geht im Dunkel
Als ob die Sonn nicht war.

Und doch ist über alles
Derselbe Sonnenschein,
Dieselben Wolken, Winde
Sind stets so allgemein,
Und alles dient zum Besten,
Dem, der auf Gott vertraut,
Der fest und unbeweglich
Auf Seine Zusag baut.

Nie hat Er was versehen,
Nie hat Er was versagt,
Das, was Er hat versprochen,
Hat so sich zugetragt.
Ja, über all Erwarten,
Hat Er es ausgeführt,
Drum sei Lob, Preis und Ehre
Ihm, dem der Dank gebührt.

Zwar sind verschiedene Wege
Und doch — ein Weg ist nur,
Der Weg zum ew'gen Leben
Hat seine eigne Spur.
Die führt auf Bergeshöhen,
Durch Täler — Wüstenein,
Im Glauben und durch Glauben
Allein zum Himmel ein.

F. C. Ortmann.

Der Weg zum Vater.

Amos 5, 23 u. 24: „Tue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören! Es soll aber das Recht offenbart werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom."

So lange Menschen auf Erden leben, haben sie den Weg zum Vater gesucht. Zwar sagt der Herr von Alters her: „Hier bin ich, hier bin ich". — und reckt seine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist. Und Jesus hat dem armen Weibe voll Heimatsehnsucht so deutlich gesagt: „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, denn der Vater will haben, die ihn also anbeten." Aber die Menschen beharren auf dem Wege ihrer eigenen Gedanken, der nicht gut ist.

Sie glauben und glaubten alle Zeit an Götter, ob sie es zugeben oder nicht. Aber ihre Götter waren und sind ihnen nicht minder unheimliche, finstere Gestalten wie ihre Teufel. Sie fürchten beide und suchen sich beide geneigt zu machen, — und es gelingt ihnen bei beiden nicht. Auf der einen Seite der listige, verschlagene Teufel, der die Menschen erst zum Bösen verführt und sie dann nach der anderen Seite hin dem furchtbaren, rächenden Gott ausliefert, der den Menschen zur Strafe für das Böse, das er getan, einem unerträglich schweren Leiden hingibt. So wird ein böser Teufel zum Handlanger eines furchtbaren Gottes gemacht, und ringsum sieht sich der Mensch von feindlichen Mächten umgeben. Bang fragt das Herz: „Wo ist mein Vater?" — „Wie finde ich den Weg zum Vater?"

Aus dieser bangen Frage sind die gottesdienstlichen Uebungen der menschlichen Angstreligionen entstanden, mit all ihrer Torheit, Grausamkeit und Verzweiflung, — aber auch mit all' dem ängstlichen Ringen nach Vollendung, um durch dieselbe die Götter umzustimmen und in ihnen den Vater zu finden, als ob mein Vater um meines Verdienstes willen mein Vater wäre, und nicht weil er mich gezeugt hat und mich liebt.

Auch die christliche Religion hat Jahrtausende lang gesucht, einen zürnenden Gott dadurch in einen liebenden Vater zu verwandeln, daß man ihm zu Gefallen lebte; und um einem rächenden, zürnenden Gott zu gefallen, haben sich die Christen gegenseitig gehaßt, verfolgt, gefoltert und getötet, — und haben den Ruf des Evangeliums überhört: „Gott ist Liebe. — Lasset ihr euch versöhnen mit Gott!"

Das ist uns ein befremdlich Ding, daß Gott unser Vater sein sollte, weil er uns in's Leben rief und zum Leben erlöste, und daß er uns als Vater nun einfach lieb hat und uns Gutes geben will und nicht nur grimmig darauf wartet, wie uns der Teufel ihm in die grausamen, rächenden Hände liefern wird. Es ist uns unbegreiflich, daß segnen seine Lust sein sollte. Wir glauben, wir müssen ihm durch unser Vollkommenwerden das Recht zur Rache entziehen, und doch können wir nicht vollkommen werden, wenn wir uns ihm nicht zuerst auf Gnade und Ungnade hingeben, wie wir sind, damit er uns vollkommen mache. Die Vollkommenheit ist ja sein Ziel mit uns; aber sie ist nicht die Vorbedingung dafür, daß wir den Weg zum Vater finden, sondern sie ist die Folge davon, daß wir ihn gefunden haben. Komm zu Jesu, wie du bist, und laß dich von ihm machen, wie du sein sollst!

Der eine Sonntag heißt „Cantate!" d.i. „Singet!" Und die Menschheit hat gesungen und ihren Worten durch Betonung und Melodie Nachdruck gegeben. — Und siehe, — es wirkte! Zwar flossen auch die nur gesprochenen Trostworte schon wie Oel auf die Wunden des bekümmerten Herzens, aber nicht alle wußten die Trostworte recht zu sagen, nicht alle hatten die „gelehrte Zunge", mit den Müden zu reden zur rechten Zeit. Und wo alle Worte versagten, da konnte dem Traurigen oft noch der Trost in's Herze gesungen werden, daß er Hoffnung faßte und stille und froh wurde.

Doch auch die Worte des Zornes bekamen Betonung und Melodie und damit Nachdruck und erhöhte Wirkung. Als Israels Feldgeschrei ertönte, entfiel ihren Feinden das Herz und Jerichos Mauern stürzten zusammen. Wenn unsere alten, deutschen Vorfahren die Schilde aneinander schlugen und zu dieser Begleitung ihren „Barditus", d.i. den Schlachtgesang ertönen ließen, dann erschracken die Feinde, und mehrfach wurde der Sieg errungen, ehe noch der erste Schwertstreich fiel.

Der Gesang war wirklich wirksam, als Trostwort und als Kriegsgeschrei, und warum sollte nicht auch das Gebetswort dadurch wirksamer werden? — So entstanden die Trost-, die Kriegs- und die Gebetslieder und die religiösen Lieder in ihrer Gesamtheit und wuchsen mit der Zeit zu erhabener, künstlerischer Höhe hinan. Das war gewiß gut, doch hätte man nicht vergessen sollen, daß in einer edlen Form nur ein edler Inhalt gute Wirkung haben kann.

Nur weil im Mitleid das aufrichtige, herzliche Verlangen liegt, Trost und Linderung der Schmerzen zu bringen, sind auch die Trostlieder so wirksam, und nur ein wirklicher Zorn fand seinen Ausdruck in Kriegsgesang und Feldgeschrei und wurde dadurch um so schrecklicher und wirksamer. Aber ich hörte einmal ein Kriegslied, daß die bezwingende Wirkung auf mich gänzlich verfehlte, und dabei war es durchaus nicht eines der schwächsten Kampfeslieder. Aber es wurde von einem lieben, kleinen Knaben gesungen, der sich bei dem Kriegsgesang ganz friedlich an den Schoß seiner Mutter schmiegte. So stand er da und sang:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Ich aber fürchtete mich vor dem kleinen Mann gar nicht, sondern lachte und nahm ihn auf meinen Schoß und küßte ihn, und er ließ sich's gern gefallen. Und dieser Kampfgesang hätte auch keinen Feind in die Flucht gejagt, denn es steckte kein wirklicher Zorn dahinter, und mit dem „Mann", der den Gesang ertönen ließ, hatte es auch keine Gefahr. Wo der Form der rechte Inhalt fehlt, da wird das Ganze wirkungslos oder sogar lächerlich, und so kann auch der bis auf's Höchste entwickelte Kunstgesang seine Wirkung gänzlich verfehlen, wenn nicht das ganze Herz der Singenden in der edlen Form schlägt.

Nicht daß wir nun unsere Sängerchöre heimschicken und aufhören sollten, uns im Gesang zu üben. Nein, wir wollen die höchste Stufe darin erstreben. Aber wir wollen auch stets dafür sorgen, daß Herz im Gesang ist ,und daß wir das, was wir singen, auch wirklich meinen.

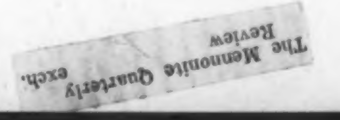
Es ist uns ganz deutlich, daß ein Kriegsgesang im Munde eines zarten Kindes nicht schreckenerregend wirken kann, — aber wir glauben, es sei selbstverständlich, daß Gott uns auf unseren bösen Wegen beistehen wird, wenn wir ihm nur recht schöne Lieder singen. Da liegt der verhängnisvolle Irrtum.

Die Sünde ist unser Unglück, und sie muß weg, wenn wir zum Frieden und zu wahrhaft frohem Singen kommen wollen. Sie muß weg, wenn wir zum Vater kommen, denn er haßt uns ja nicht, aber sein heiliger Zorn ist gegen unsere Sünde entbrannt, die uns immer anklebt und träge und so unsäglich unglücklich macht.

Der Prophet Amos wirkte zur Zeit des israelitischen Königs Jerobeams II., also zu einer Zeit, als

Wir können

die Rundschau nur drucken, wenn die Arbeit, Papier, Kraft, Postgebühr und die anderen Unkosten gedeckt werden. Das müssen die Leser ermöglichen. Bitte, schickt Eure Zahlung sofort ein. **Editor.**



Israel zu ungeahntem äußerem Glanz und Herrlichkeit aufstieg, als die Grenzen des Reiches weit, das Volk reich wurde, und Kunst und Wissenschaft blühten. Aber alles das war von der Sünde zerfressen und hohl, und das Platzen der Seifenblase stand unmittelbar bevor. Amos hatte das nahende Gericht zu verkündigen.

Aber das Volk glaubte ihm nicht. Zwar betrogen sie sich untereinander. Sie haßten sich. Die Reichen betrogen gewissenlos die Armen, und diese fanden kein Recht in den Toren Samarias, wo es nach der Sitte jener Zeit doch gesprochen werden sollte. Aber das alles glaubten die Israeliten durch ihren wirklich hoch entwickelten Tempelgesang aufwiegen zu können. Sie sangen doch so schön vom Trost; — wie sollte Gott sie da für ihre Lieblosigkeit zur Verantwortung ziehen?! — Sie sangen ja so schön von der Gerechtigkeit; — wie sollte Gott sie da für ihre Ungerechtigeit strafen wollen?! — Gott aber ließ ihnen durch Amos sagen: „Tue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder!" Sie helfen doch nichts.

Das war ein hartes Urteil, aber es war gerecht, denn der schönste Gesang, in dem nicht das ganze Herz aufrichtig drin liegt, ist weiter nichts als ein sinnloses, wirkungsloses Geplärr, und wenn's der allerschönste wäre. Gott mag weder diesen schönen Gesang noch die Musikbegleitung dazu, solange das Recht im Tor nicht offenbart wird wie Wasser.

Wasser reinigt und erquickt. Israels Reiche würden durch das Wasser des Rechts gereinigt und die Armen dadurch erquickt werden. Wo es aber fehlt, da wird trotz der schönsten Gesänge die Spannung unter den Armen durch die Not gesteigert werden, bis sie sich in blutiger Revolution Luft macht und die Reichen samt ihrem Sündenschmutz hinwegreißt, daß ihnen ihr leiblicher Untergang auch zum geistlichen Tode wird. Grenzenloses Elend wird das Ende sein, — nicht weil ein unversöhnlicher Gott über Israel wütet, sondern weil die Sünde das Volk in's Verdereben reißt.

Das Recht, das Israel retten soll, muß stark sein wie ein mächtiger Wasserstrom, der auch Israels Jammer mit sich fortreißen kann, trotzdem er so tief gewurzelt ist. Solch ein Strom wird wirken und entweder den Schmutz von den Herzen fegen oder die Herzen, die vom Schmutz nicht loslassen, mit demselben hinwegreißen und zerbrechen.

Cantate! — Singet!

Wir singen. Wir haben gute Chöre, die uns schöne Lieder singen, und wir versuchen auch den Gemeindegesang auf alle nur mögliche Weise zu heben. Aber singen unsere Herzen? — Oder tönt es nur kalt von unseren Lippen? Wie ist es um das Recht in unseren Toren bestellt? Haben wir uns dem Herrn schon hingegeben, daß er den Sündenschmutz durch den Strom seiner Gerechtigkeit, im Blute des Lammes von Golgatha geoffenbart, von unseren Herzen fegen konnte? — Haben wir den Weg zum Vater im Geist und in der Wahrheit gefunden?

Der Psalmist rühmt: „Der Herr hat mir ein neues Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unseren Gott. Das werden viele sehen und den Herrn fürchten und auf ihn hoffen."

Hast auch Du schon anstatt des leeren Geplärrs dieses neue, inhaltreiche, wirksame Lied in Deinen Mund bekommen?

Gott gebe es Dir und mir!

Amen.

Jacob H. Janzen.

Gedanken über Gemeindebau.

Gottesdienst.

„Form ohne Geist ist leer,
Geist ohne Form ist blind."

Aus der Geschichte des christlichen Gottesdienstes geht hervor, „daß das Christentum in seiner ursprünglichen Ausprägung den bestehenden Kultus sowohl in seiner heidnischen wie jüdischen Form aufgehoben hat. Trotzdem kam es doch schon auf dem Boden des Urchristentums zu einem Kultus, zu Gemeindefeiern." Um zu einer besseren Vorstellung vom Wesen solcher gemeinsamen Gottesverehrung gelangen zu können, entnehme ich dem Buche „Um Theologie und Kirche" von Dr. Paul Gennrich (es ist mir vom Verfasser als Geschenk überreicht) folgende Sätze:

„Die Andacht ist nicht eine Sache der reinen Innerlichkeit. In ihr muß deutlich werden, daß der vor Gott stehende Mensch als ganzer Mensch nach Geist, Seele und Leib vor Gott gestellt ist.... Der Grundschade des heutigen Menschen ist die Symbollosigkeit unseres ganzen Seins. Und weil der Kirche in erschreckendem Maße die Symbolkraft mangelt, die das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit auf seinen wahren Sinn hinweisen und dadurch formen könnte, suchen Ungezählte ihre Befriedigung in außerkirchlichen Formen, die eine stärkere Symbolkraft haben, als was es innerhalb der evangelischen Kirche an Formen gibt.... (Viele unserer Mennoniten in USA haben in freimauerischem Kultus schon einen Religionsersatz gefunden J. P. C.) Eine Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens kann nicht durch Einführung neuer oder Wiederbelebung alter Formen als solcher erwartet werden. Sie kann nur geschehen im Zusammenhang mit der Erneuerung des religiösen und kirchlichen Lebens überhaupt. Wo lebendige Gemeinden vorhanden sind, kommt es auch zu wirklichem Gottesdienst, der den Namen verdient."

Angesichts der oben angeführten Tatsachen und Behauptungen und im Hinblick auf das mennonitische Glaubensleben nach dieser Seite dürfte es an der Zeit sein, uns über den eigentlichen Sinn und das Wesen des evangelischen (biblischen) Gottesdienstes klar zu werden, um daraus klare und feste Richtlinien für die Gestaltung und auch Verbesserung unserer armseligen und entmannten Gottesdienste zu gewinnen. Ich persönlich würde es herzlich begrüßen, wenn unsere Gotteshäuser aufhörten kahl und kalt zu sein und die Gottesdienste mehr geregelte Form und entsprechenden Inhalt bekämen. Hiermit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß ich einer schwärmerischen Mystik oder bunten, toten Zeremonien das Wort spreche. Vielmehr möchte ich unseren sogenannten Gottesdiensten eine mehr feierliche und einheitlichere Ausdrucksform, die dem Bedürfnis der Seele und des Auges entspräche, wünsche. Ich glaube bestimmt, es ist dieses das unausgesprochene Bedürfnis vieler unter uns.

Besonders wünsche ich, daß das willkürliche Vordringen des Persönlichen unserer Prediger, Vorsinger und Chorleiter in Bezug auf Wahl der Lieder und ihrer Melodien sowie der Einordnung des Chorgesangs aus dem Gottesdienst hinaus. „Die geistlichen Volkslieder, erst recht nicht die sogenannten Gemeinschaftslieder mit ihren meist unfäglich trivialen und musikalisch minderwertigen Melodien, gehören nicht in den Gemeindegottesdienst, wenn die Gemeinde sie auch gern singt. Infolge mangelnder verständnisvoller Pflege des Kirchenliedes, ist der Geschmack der Gemeinden vielfach verdorben" (Gennrich). Wir Mennoniten haben kein Gefühl dafür „daß das Kirchenlied in seinem Verhältnis zur Gemeinde unter anderen Gesetzen stehe als das bloß geistliche oder als geistlich sich gebende Gedicht" (R. A. Schröder, Die Kirche und ihr Lied). Davon gibt unser Gemeindegesang ein beredtes Zeugnis ab.

Ein rechter Gottesidenst, wenn er seine Anziehungskraft nicht verlieren und veröden soll, wird wohl nie auf öffentliche direkte Reizung zur Erweckung und Bekehrung abzielen, sondern vielmehr eine Stärkung und Vertiefung des religiösen Lebensgefühls, eine Förderung des Glaubens- und Liebeslebens, eine Kraft und Freudigkeit zur Erfüllung der dem Glaubensleben gestellten Aufgaben, vor allen Dingen aber Vergegenwärtigung der Güte und Größe Gottes und des in Christo gegebenen Heils, Preis, Lob, Dank (d.h. Anbetung), Bekenntnis und Bitte bewirken wollen. Das muß in Predigt, Lied und Gebet zum klaren schlichten Ausdruck kommen. Daß wir in gottesdienstlichen Feiern wie Herrenmahl und Taufe mit Gott in noch nähere Gemeinschaft treten, dürfte einleuchtend sein.

Wenn ich an unsere „Gottesdienste" denke, so möchte ich mit Jul. Smend in unsere Glaubensgemeinschaft von hüben und drüben hineinrufen: „Wir müssen uns darum bemühen, daß unser evangelisches Volk in seinen Kirchenräumen mehr erlebt. Wir müssen den überkommenen Gottesdienst beleben und erneuern. Wie oft werden bei uns Gottesdienste gefühlsarm, leer, frostig und kraftlos empfunden! Und dieses zu einem großen Teil daher, weil unser Gemeindegottesdienst seiner ursprünglichen Bestimmung stark entfremdet und allzuoft nur bloßer Lippendienst ist" (Darum, meine lieben Brüder, **nehmet immer zu** in dem Werk des Herrn; 1. Kor. 15, 18).

Aus dieser Notlage herauszukommen ist sehr schwer: der Widerstand der Ueberlieferung ist so zäh, Mißtrauen und Trägheit so kräftig! Und doch, wer von uns, die wir wissen, was Gottesdienst eigentlich bedeutet und ist, sehnt sich nicht nach einer Neugeburt unserer Gemeindefeier! Wir wollen uns hier in Erinnerung rufen, daß der wahre Gottesdienst eine religiöse und eine sittlich-soziale Seite hat. Die eine ist die Gottesgemeinschaft, die andere die Brudergemeinschaft. Nach beiden Seiten hin sind unsere „Gottesdienste" in hohem Grade verbesserungsbedürftig, denn ihnen fehlt die wahre Andacht, der echte Ernst und die rechte Feierstimmung. Auch das Feiern von so wichtigen Tagen wie „Reformationsfest" und „Buß und Bettag" vermißt man in vielen, vielen Mennonitengemeinden der neuen Welt (bei den Mennoniten Großdeutschlands fällt die erste Feier auf den ersten Sonntag und die zweite auf den vorletzten Mittwoch im November).

„Man kann nicht leugnen, daß eine gewisse Verweichlichung in der Kirche eingedrungen war (bei uns Mennoniten in zunehmenden Maße eindringt, J.P.C.); die Kirche selbst steht seit Jahrzehnten in der Abwehr von Sentimentalität und Kitsch und Singsang" (Heydt). Von einem solchen Kampfe will man bei uns im allgemeinen nichts hören und wissen. Hierfür liegen genug Beweise vor. „Unser Christentum und Kirchentum neigt zum Feminismus es hat oft geradezu weibliche Art. Christentum ist Heldentum. Dem soll in Wort und Lied auch sein gottesdienstlicher Ausdruck werden. Fort mit allen Süßigkeiten und Näschereien; her mit allem, was mannhaft, herb, stählern und markig ist! Christentum ist Mannhaftigkeit, ist Kraft" (Smend). Diese Feststellung und Forderung gilt auch unserem Mennonitentum, denn wir haben in unserem Glaubensleben, in unseren Gottesdiensten schon viel Angloamerikanisches zu verzeichnen. Werden wir uns doch dessen bewußt: wir sind weder Engländer, noch Amerikaner, **wir sind Deutsche** und müssen daher auch in unserem Christentum und Kirchentum **wieder ganz deutsch, d.h. mannhaft werden.**

Schon vor langer Zeit ließ ich unseren Blättern meinen Beitrag „Zur Kritik der Evangeliumslieder", der sich mit englischem und amerikanischem Singgut befaßte, zur Veröffentlichung zugehen. Der Beitrag aber wurde wie von der „Rundschau", so auch vom „Bundesboten" und „Boten" nicht gebracht. So ließ ich ihn Dr. theol. Christian Neff-Weierhof zugehen, der mir darauf unter anderem schrieb: „Ihre Darlegungen über die Evangeliumslieder finden meine vollste Zustimmung. Das ist ein gutes, gesundes und durchaus richtiges Urteil. Es ist mir unverständlich, daß der Aufsatz in unseren Blättern in Amerika keine Aufnahme fand. Eine Warnung und Belehrung war hier ganz am Platz." Auch versuchte ich einmal eine Mitteilung in unseren Blättern zu veröffentlichen darüber, was man z.B. bei uns in der Kirche am ersten Weihnachtstage sang. An den dort angeführten Liedern und

Weisen konnte man so recht deutlich sehen, wie fremd uns das rechte Wesen eines echten deutschen Gottesdienstes schon geworden ist, wie weit wir auch schon dem fremden Singsang verfallen sind. Aber auch diese Mitteilung wurde von unseren Blättern nicht veröffentlicht. Ein anderer Aufsatz über unser Singen erscheint unter der Aufschrift „Kirchenmusik?" in der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" (voraussichtlich im vierten Heft).

Wer mehr Anregung zur Erneuerung unserer Gottesdienste haben möchte, der vertiefe sich unter anderem besonders in das „Bernencher Buch" (Hamburg 1926), in den „Kirchenchordienst" (Bärenreiter-Verlag, Kassel) und studiere die gegenwärtige Singbewegung in Großdeutschland, um der Entartung und Verkümmerung unserer Gemeindegottesdienste sicherer begegnen und wieder sie ankämpfen zu können.

Auf die Gefahr hin, wieder mit den Titeln „Reformator" oder „Mäkler" geehrt zu werden, wage ich aus tiefster Ueberzeugung nochmals die Behauptung auszusprechen, daß unsere „Gottesdienste", die unserem verweichlichten Gefühlsleben zum Opfer gefallen sind, einer gründlichen und allseitigen Umgestaltung (Re-form) dringend bedürfen, damit ihnen wieder gebührende Anziehungskraft verliehen werde und wir mit heiliger Freude, aber auch mit mehr Schauer und mehr Ehrfurcht an ihnen teilnehmen könnten.

Laßt uns dahin arbeiten, daß wir eine starke und geeinte, freie, in Gottes Wort, Mennos Lehre und am deutschen Charakter gebundene deutsch-evangelische Kirche, ein neues, sich immer mehr vertiefendes gottesdienstliches Leben dieser Kirche, strahlenden Lobpreis Gottes in geistmächtigen Predigten und in den herrlichen Klängen eines deutschen echt kirchlichen Gesanges haben könnten!

J. P. Claßen.

(Der „Bote" wird gebeten, diesen Aufsatz nachzudrucken).

Nackte Wirklichkeit

Von J. J. Kroeker.

(Fortsetzung)

Als nächstes müssen wir unser eigenes Verhältnis zum deutschen Reich und Volk beleuchten. Folgende Gründe zwingen uns, solches zu tun:

1. Wir sind alle deutschstämmig, selbst wenn wir kein Deutsch mehr können und Deutschland seit Generationen nicht gekannt haben.

2. Wir können durch unser eigenes Verhalten und Betragen das Verhalten der nichtdeutschen Welt beeinflussen und dadurch sehr erheblich sowohl zur Erhaltung, als auch zur weiteren Gefährung des Weltfriedens beitragen.

3. Als Mennoniten ist es unsere Pflicht, nur ganz wahr in der Aeußerung unserer eigenen Gefühle und in der Bekämpfung der Lüge zu sein.

Aus solchen Grundsätzen ergibt es sich, daß wir — wie wir das durch unsere Wanderungen und Traditionen bezeugen — uns nicht auf den Boden einer, — im deutschen Reich als Pflicht anerkannten, — Wehrhaftigkeit stellen können. **Wir sind wehrlos und wollen es immer bleiben. Aber ohne daß wir uns durch solche Stellungnahme über die vom Reich geforderten und von den Reichsbürgern anerkannten Pflichterfüllungen erheben.** Im Gegenteil. Wir wissen, daß eine „mennonitische" Welt heute ein Opfer zügelloser Anarchie werden müßte. Wir müssen einsehen lernen, daß ein Glaube an die Wehrlosigkeit erst dann universale Autorität beanspruchen kann, wenn es der Christenheit im allgemeinen und uns im besonderen gelungen sein wird, die Menschheit als Ganzes zur bedingungslosen Hingabe an Christus zu bekehren. Da wir aber durch die Jahrhunderte hindurch bewiesen haben, daß wir ehrlich bestrebt sind, unsere Gemeinden im Sinne eines wahren Christentums zu pflegen und Opfer für unsere Sonderstellung zu bringen, wo immer solche Opfer von uns verlangt worden sind, haben wir ein Recht, die Anerkennung solch einer Sonderstellung zu erwarten. Ich glaube zu der Annahme berechtigt zu sein, daß man auch im deutschen Reich unsere diesbezüglichen Erwartungen anerkennt. Unsere Brüder im Reich haben für sich eine Lösung gefunden, die eine Bejahung der Wehrpflicht zuläßt. Wenn wir uns diesem auch nicht anschließen können, so haben wir doch niemals ein Recht, über sie zu urteilen, oder auf sie als auf Abtrünnige zu schauen, denn Wehrlosigkeit ist — wie ich das schon eingehend behandelt habe — niemals ein Mittel zur Seelenrettung, wohl aber das für eine gerettete Seele anzustrebende Ziel.

Was nun unser Verhalten zur nationalsozialistischen Weltanschauung anbelangt, so stehen für mich und alle anderen Auslandsdeutschen die Sätze Adolf Hitlers und anderer führenden Männer des deutschen Reiches: „Nationalsozialismus ist kein Exportartikel." Dieses soll und muß unser Benehmen in unserer jeweiligen Umgebung bestimmen und ich persönlich glaube, daß wir Auslandsdeutsche nicht vorsichtig genug in unserem Benehmen sein können.

Wenn wir durch sinnloses Nachäffen der Taktiken und Gepflogenheiten, wie solche im Reich selbst angebracht und anerkannt sind, den Unwillen unserer nichtdeutschen Umwelt erregen, dann begehen wir ein Verbrechen an unseren deutschen Brüdern. Wenn wir Auslandsdeutsche durch provokatives Betragen grundlos die Gefühle der Mitbürger aufreizen, dann kräftigen wir alle Feinde Deutschlands und tragen mit dazu bei, den unheiligen Geist der Lüge zu stärken, durch den ein neuer Krieg eingeleitet werden soll. Wir Mennoniten, die wir uns nicht am aktiven Kampf beteiligen wollen, sollten doppelt vorsichtig sein, einem mit der Wahrheit über Deutschland nicht bekannten Ausland Anlaß zu geben, den vielen Lügen zu glauben. Die heiligste Pflicht des Auslandsdeutschen von heute ist, durch sein korrektes Betragen der Welt zu beweisen, daß deutsches Wollen und deutsche Ziele nichts mit jener Megalomanie zu tun haben, von der eine haßerfüllte Welt faselt.

Ueber die moralischen und ethischen Qualitäten der einen oder der anderen Maßnahme der deutschen Regierung zu urteilen, steht uns nicht zu. Was wir über solche Maßnahmen wissen genügt nicht, die Lage und Ursachen zu überblicken. Als Beispiel kann uns die Aufteilung der Tschoslowakei dienen, über die man sich so aufregen will. Wer die Geschichte des Staates und seiner Gründer kennt, weiß, das nur eine absolute Kontrolle Deutschlands über alle Vorgänge im Lande das deutsche Reich vor Verrat und hinterlistigen Schädigungen sichern konnte. Zwanzig Jahre tschechoslowakischer Geschichte beweisen, daß in ihr ein Chauvinismus groß gezogen wurde, der nie aufgehört hätte, jedes deutsche Werden und Wollen zu untergraben. Kein Staat der Erde kann solches dulden, wenn er Anspruch auf das Vertrauen seiner Bürger erhebt.

Wenn ich weiter oben behauptete, daß wir nicht vorsichtig genug sein können in unserem Benehmen, dann meine ich nicht damit, daß wir die Lüge widerspruchslos dulden sollen. Im Gegenteil. Wir sollen und müssen den Mut aufbringen, jede Lüge offen zu brandmarken und zurückzuweisen. Dabei können und sollen wir Takt und Würde bewahren. Wir müssen anerkennen, das viele Tausende heute die Lügen nachsprechen, nur weil sie ehrlich an dieselben glauben und demzufolge empört sind. Wenn wir selbst im Unklaren sind, dann ist es unsere Pflicht, Klarheit zu suchen. Auf keinen Fall dürfen wir uns dazu hinreißen lassen, eigene Unwissenheit durch mutig sein wollende Schimpferei verdecken zu wollen. Falsche Wissenschaft ist niemals überzeugend und sie dient nur dazu, den Lügnern das Handwerk zu erleichtern.

Ich glaube nicht, daß wir unseren deutschen Brüdern einen Dienst erweisen, wenn wir uns Gesellschaften und Vereinen anschließen, in denen obige und ähnliche Grundsätze nicht anerkannt und befolgt werden. Laut und auffällig sein meint durchaus nicht, daß man immer mutig und tapfer ist. Wir alle haben als kleine Jungens immer dann am lautesten gepfiffen, wenn uns das Herz am tiefsten in den Hosen steckte. Zudem haben wir es im Auslande mit so verschiedenen Charakteren deutscher Herkunft zu tun, daß wir nie wissen können, wie echt oder wie schlecht die zur Schau getragenen Gebärden sind. Der stärkste Mann ist noch immer der, der sich am besten beherrschen kann.

Es kann durchaus Fälle geben, wo eine berechtigte Sache durch Appell an Massengefühle gefördert und verteidigt werden muß. Vor solche Notwendigkeiten werden aber die wenigsten von uns gestellt. Diejenigen, die es werden, sollten mehr als alle anderen sich der Verantwortung bewußt sein, die sie, in erster Linie der deutschen Heimat gegenüber tragen. Jeder Auslandsdeutsche ist viel weiter von den Gefahren eines möglichen Krieges entfernt, als jeder deutsche Bürger im Reich. Wir wollen daher in keiner Weise mit dazu beitragen, Nährboden für einen Massenhaß zu schaffen, durch den solch ein Krieg möglich gemacht werden kann. Der deutsche Mann muß Würde bewahren und wer das nicht kann, der sollte es lernen, ehe er sich ein Recht nimmt, für sein eigenes und fremdes Deutschtum zu sprechen oder zu handeln.

(Fortsetzung folgt)

Bibelwoche in Winnipeg.

(Schluß)

Vers 4. Du hast auch wenige Namen, die ihre Kleider nicht besudelt haben. Die Erklärung dieses Verses war mir überaus köstlich. Br. Unruh sagte einfach so: „Wenn ich einen neuen Anzug bekommen habe und ich krieg einen Flecken darauf, ihn aber sofort reinige, werdet ihr doch nicht sagen, ich sei ein Schmutzfink." Früher dachte ich immer, ich könne nicht zu denen gehören, die ihre Kleider nicht besudelt haben, aber nun habe ich neuen Mut geschöpft. Es ist also möglich ein Heiligungsleben zu führen, wenn man jeden Fall ernstlich bereut und sich reinigt. Und je mehr Fortschritte man macht in der Heiligung, je mehr man sich Christo hingibt, in dem Masse nimmt auch die Gewißheit der Bewahrung zu. Die Gewißheit der Bewahrung läßt sich nicht andisputieren auch nicht wegdisputieren; ihre Linien liegen auf dem Heiligungsleben. Den Ueberwindern wird das weiße Kleid der Gerechtigkeit gegeben. Vers 7. Die Gemeinde zu Philadelphia bekommt keinen Tadel. Ihr Name bedeutet Bruderliebe. Man nimmt an, daß Philadelphia sich auf unsere Zeit beziehe, wo das Leben in Bruderschaften und Missionsgemeinschaften rauscht. Es ist eine Gemeinde der Endzeit, sie hat Erfolg in der Judenmission. Es werden Leute aus Satans Schule, die da systematisch unterrichtet sind im Gottlosentum, zu ihnen fallen, denn die Gemeinde hat das Wort behalten. Das Wort vom Kreuz aber gewinnt die Leute. Die Gemeinde wird bewahrt (entrückt) vor der Stunde (der Zeit) der Versuchung. Und wer überwindet soll den Namen Gottes und der heiligen Stadt tragen. Das Wesen Gottes und der Stadt wird an ihren Stirnen zu lesen sein.

Nun kommt die letzte Gemeinde Laodizäa, Vers 14—22. Diese Gemeinde hat es mit dem Herrn zu tun, der da Amen sagt d.h. „Es geschehe". Er ist derjenige, der dafür aufkommt, daß alles geschehen wird, was im Wort gesagt ist. Er ist der wahrhaftige Zeuge. Jede Wahrheit hat er den Menschen geoffenbart, die Sein Vater Ihm gab. Er ist aber auch unser Zeuge. Ihm entgeht nichts, wie wir beten, singen oder wandeln hier auf Erden. Er kennt uns, wie ein Uhrmacher seine Uhr. Er kennt unsere Anlagen und Fähigkeiten. Er weiß, wie wir sie verwertet haben. Ihn täuscht nie-

mand. Er erwartet die Frucht. Die Gemeinde war weder kalt noch warm. Es war eine Mischung in dieser Gemeinde. Kalt sind diejenigen, die nie berührt worden sind von der Kraft des Evangeliums. Sie hatten nie Gelegenheit sich zu erwärmen am Herzen Gottes. Warm sind diejenigen, die sich dem Herrn hingeben und in Gemeinschaft mit Ihm leben. Wenn sich aber jemand nicht restlos dem Herrn hingibt, dann bleibt er offen für die Welt und deren Lüsten und offen für das Evangelium, er geht noch zur Kirche, er beteiligt sich äußerlich an allem. Warmes Wasser kann lau werden. Warme Christen auch — im Brüderzank, in der Zugluft der Welt. Es ist ein überaus trauriger Zustand der Gemeinde. Aus Lehm kann man etwas machen, aber nicht aus einem zerbrochenen Ziegel. Darum die furchtbare Drohung ausgespieen zu werden. Palästina hatte der Türke besetzt. Kleinasien ist an die Mohammedaner gefallen und Rom hat der Papst. Doch ist noch Rat für diese arme Gemeinde. Gold ist bei Jesus zu haben. Das Papiergeld des Bekenntnisses reicht nicht aus. Die Welt anerkennt nur das Gold, das Wesentliche. So sagte jemand von Georg Müller: „Er ging mit etwas Wesenhaftem durch die Welt". Es wird ihr angeboten zu „kaufen". Um zu kaufen, muß man Gefallen finden, man muß einen Preis geben, man muß es sich aneignen. Das Leben aus Gott muß begehrenswert sein für uns. Der Preis muß reine Demut sein, und die Bedingung, daß man es annimmt von Jesus. Weiter braucht die Gemeinde weiße Kleider, um die Schande der Blöße unserer alten häßlichen Natur zu bedecken. Auch Augensalbe bietet der Herr ihr an, damit sie sehen könne, wo es Gelegenheit gibt, das Werk des Herr zu fördern bei den Mitmenschen.

Wichtig war mir noch der Vers: „Welche ich liebhabe, die strafe ich." Er geht mit Seinen Kindern allein, wie ein Vater, der seinen Sohn züchtigt. Wunderbare Gnade Gottes, die uns nicht sobald aufgibt und dahin gehen läßt. Er klopft an durch Sein Wort, so laßt uns fleißig nachholen das Versäumte und uns an diesem Wort halten . Alle unsere Werke werden nicht nach der Zahl, sondern nach dem Gewicht geprüft. Der Lohn der Ueberwinder ist sehr groß. Auf Seinem Stuhl sollen sie sitzen.—

Ich bin nun zu Ende mit meiner Arbeit. Noch einen Gruß an alle, die gerne auch dabei gewesen wären. Vielleicht haben diese Notizen nur dazu beigetragen, daß ihr Appetit noch mehr gereizt wurde. Wenigstens hat es mir schon manchmal in ihrer Lage so gegangen. Da tröstete mich einmal sehr der Gedanke, „Wenn einmal im Himmel Bibelwoche ist, dann bin ich auch dabei." Dann sollen wir satt werden an „den reichen Gütern Seines Hauses."

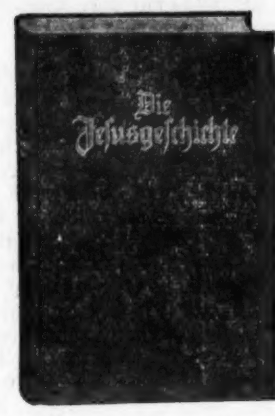
Eines habe ich noch vergessen zu erwähnen. Es wurde immer betont, daß die Sendschreiben zuerst an die Engel der Gemeinden gerichtet seien, **und wie groß die Verantwortung unserer leitenden Brüder ist. Wir** als Gemeinde haben aber auch die Leiter, die wir verdient haben. Und unsere Fürbitte kann die Leiter wandeln wie auch umgekehrt der Einfluß des Leitenden die Gemeinde umwandeln kann.

Mit Gruß

A. Bock.

Bücherbesprechung

Die Jesusgeschichte.



Die Privileg. Württ. Bibelanstalt, Stuttgart, überrascht mit einer wichtigen „Bibelneuerscheinung." Es handelt sich um eine „fortlaufende Darstellung des Lebens Jesu, so wie es uns in den vier Evangelien berichtet wird." Das Buch trägt den Namen „Die Jesusgeschichte (zusammengefaßter Evangelienbericht)."

Die Fülle von guten, viel gelesenen Schilderungen des Lebens Jesu, die uns in den letzten Jahrzehnten geschenkt worden ist, zeigt, daß ein großes Verlangen vorhanden ist, das Leben Jesu einmal in einer zusammenhängenden Darstellung lesen zu können. Der Mangel solcher Darstellungen aber blieb der, daß die Heilsgeschichte der Gestaltung durch den Erzähler unterworfen war. Dem hat nun die Württ. Bibelanstalt Rechnung getragen, indem sie eine aus den vier Evangelien zusammengestellte Evangelienharmonie herausgegeben hat. Daß in einer solchen Zusammenstellung das Leben Jesu Christi als des Heilandes wirklich unverkürzt zur Geltung komme, ist die unabdingbare Voraussetzung für einen solchen Versuch. Der Name der Württ. Bibelanstalt bürgt dafür, daß hier wirklich der **Bibeltext** geboten wird, und daß alle notwendigen sprachlichen Aenderungen aus dem rechten Geist erfolgt sind.

Die Darstellung schließt sich im wesentlichen an das Matthäus-Evangelium an, aber es sind aus den anderen Evangelien, besonders auch aus dem Johannes-Evangelium, zahlreiche Sonderstücke hineingenommen worden. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Evangelienharmonie naturgemäß entgegenstellten, theologisch und wissenschaftlich einwandfrei gelöst worden sind.

Mit der „Jesusgeschichte" ist ein Buch von **stärkster volksmissionarischer Bedeutung** in die Hand gegeben. Es steht schon jetzt fest, daß zahllose Menschen, die mit der Bibel **nichts mehr anzufangen wissen, nach diesem Buche greifen werden. Für** den gläubigen Christen bedeutet die „Jesusgeschichte" eine Anregung, diese Zusammenstellung vor sich zu haben, für unsre evangelische Jugend ist es eine wertvolle Einführung ins Leben Jesu, als kursorische Lektüre bei Hausandachten die beste Grundlage. Die feine Ausstattung mit Karten- und Bildmaterial, das Verzeichnis der Bibelstellen im Anhang, und der schmucke Einband (auch im Widmungsblättern für Konfirmation und Trauung), ferner die zahlreich angebrachten Erklärungen im Text, machen das feine Buch für seinen Dienst besonders geeignet.

Nachschrift der Schriftleitung: Die „Jesusgeschichte" ist in folgenden Ausgaben zu haben: Kat.-Nr. 176 Rohleinen, blau oder rot RM. 1.65; Kat.-Nr. 177 Schwarzleinen, Rotschnitt RM. 1.75; Kat.-Nr. 177 a Schwarzleinen, Goldkreuz, Trauausgabe mit Familienchronik und Trauwidmung RM. 1.80; Kat.-Nr. 178 Schwarzleinen, Goldschnitt RM. 2.80; Kat.-Nr. 179 Saffian, Rotschnitt RM. 4.80; Kat.-Nr. 180 Saffian, Rotgoldschnitt RM. 6.20.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen; falls am Ort nicht erhältlich auch direkt von der Privileg. Württ. Bibelanstalt, Stuttgart, und den anderen Bibelgesellschaften. Man verlange den bebilderten Spezialprospekt.

„A Harmony of the Kings"

Vor uns liegt ein neues Buch unseres lieben Nachbars, Prediger, Professor und Doktor A. Warkentin. Das 228 Seite starke Buch nennt sich „A Harmony of the Kings" und ist eine vergleichende Zusammenstellung der sechs Bücher der Bibel (Samuel, Könige und Chronika), ähnlich wie man solche Zusammenstellungen der vier Evangelien hat. Ein „Diagram" beginnt mit der Teilung des Reichs und erstreckt sich von der Zeit Jerobeams und Rehabeams (etwa 936) bis auf die Zeit Zedekias (etwa 586) und von der Zeit des Propheten Ahija bis auf Obadja. Hier finden die 20 Könige Israels und die 20 Könige Judas, sowie die 21 Propheten ihre längeren oder kürzeren Wirkungsperioden.

Der Text der Zusammenstellung ist natürlich durchweg die Bibel und zwar die King James Uebersetzung. In der kurzen Einleitung sagt der Autor, daß „Harmony" der technische Ausdruck sei für einen Versuch biblische Bücher chronologisch so nebeneinander zu stellen, daß man übereinstimmende Teile leicht vergleichen könne. Es gibt eine Reihe solcher Harmonien. Das ist ein vorzügliches Projekt für Klassenarbeit. Dieser Versuch ist entstanden aus der Unterrichtsklasse und will Bibelstudenten den Teil der Bibel klarer machen. Das sollte auch jedem Bibelleser dienlich sein. Die Daten sind andern Werken entnommen und bekanntlich gibt es da etwas Verschiedenheit.

Das broschierte Buch kostet $1.50 und in Leinen $1.75. Druck und Ausführung sowie Inhalt zeugen von genauer Arbeit.

Zeitereignisse.

In der April-Ausgabe des „The Witneß", eine christliche Monatsschrift, herausgegeben in London, England, fand ich im Editoriellen nachfolgende Ausführung über die heutigen Weltereignisse. Ich gebe sie in möglichst genauer Uebersetzung wieder ohne Komentar und überlasse es dem Leser die Sache an der Heil. Schrift zu prüfen. Es ist ohne Zweifel der Herr, der heute Völkergeschichte macht, und wir tun gut, wenn wir das Weltgeschen von diesem Gesichtspunkte aus beobachten.

F. F. Isaak.

„Jeder, dessen Augen nicht getrübt worden sind durch die Ereignisse von heute, kann sehen, wie das wiederauflebende Römische Weltreich, wie es im Worte Gottes angekündigt worden ist, seine Gestalt annimmt. Diese Gestalt ist heute noch nicht vollendet, wie sie sein wird, aber der Wechsel unter den Völkern, der notwendig ist um die vereinigten zehn Königreiche zu formen, hat begonnen."

„Nach dem Weltkriege wurde die Karte Europas radikal verändert, so daß die Verleger der Länderkarten ihre alten Atlasse verwerfen mußten und neue herstellen. Zu jener Zeit dachte man, daß jetzt alles wieder auf Jahrhunderte geregelt worden sei; aber da waren Empfindungen die verletzt und Hoffnungen, die getäuscht worden waren, welche tief unten fortglimmten und den brennenden Wunsch nach einer Zurechtstellung nährten. Außerdem hatte man den **ewigen Plan Gottes** nicht mit in Rechnung genommen."

„Heute beobachten wir eine zweite Bewegung unter den Völkern Europas. Nach der Einnahme der Rheinprovinz erklärte Deutschland, daß es keine teritorialen Wünsche in Europa mehr habe, aber bald wünschte es auch Oesterreich zu haben und nahm es ohne einen einzigen Schuß abzufeuern. Darnach verlangten die Sudetendeutschen einen großen Teil von der Tschecho-Slovakei und nahmen es zur Zeit der „Krise" ohne einen Schuß gefeuert zu haben."

„Die Tschechoslovakei, einsehend daß Frankreich, England und Rußland ihr in Zukunft nicht helfen könnten, wandte sich an Hitler und Mussolini um Freundschaft, obzwar sie wußte, daß das, was noch geblieben war nach Abtrennung des Sudetenlandes, jetzt ganz vom Deutschen Reich würde aufgesogen werden. Ein Teil der Slovakei hatte sich bereits für Hitler entschieden, wodurch der Tschechei, fast ganz von Deutschland umringt, nichts anderes übrig blieb als endgültig aufgesogen zu werden. Dadurch wurde das Großdeutschland stetig vergrößert. Genau wie es im Propheten Daniel Kap. 2, 40 vorhergesagt wurde, es sollte „alle zermalmen und zerbrechen" und so teilweise die Karte des alten Römischen Reiches herstellen, das wieder erstehen soll. Unser Blatt ist keine politische Zeitung, aber doch ein Blatt, das da zeigen möchte, wie der biblische Plan sich heute vor unseren Augen erfüllt".

„Sicher müssen jetzt noch Ungarn, **Jugoslawien, Rumänien,** die ande-

ren kleinen Staaten und das größere Polen auch noch hinzukommen und so Deutschland und Dalmatien mit den kleinen Staaten als ein großes Reich erscheinen lassen, das ganz bis zu den Grenzen Rußlands reicht. Das ist die erste große Formierung des kommenden Römischen Weltreiches — wie schnell das geschehen kann, wer weiß es? Es bedurfte früher 1000 Jahre Geschichte, um „einen Tag" zu machen, jetzt sind wir aber an der andern Seite der Wage, wenn Ereignisse, die früher 1000 Jahre zu ihrer Durchführung bedurften, jetzt in „einen Tag" geschehen (2. Pet. 3, 8). So sehr hat sich die Zeit verändert!

„Der Weltling, ob er Staatsmann, Komerzier, Wissenschaftler, oder sonst etwas ist, kann nur stehen und staunen, aber er weiß nicht was sich in der nächsten Zukunft ereignen kann. Der Christ, sei er stark oder schwach, und besonders wenn er an das „feste prophetische Wort" glaubt und es kennt (2. Pet. 1, 19) freut sich, daß sein Gott „alle Dinge wirkt nach dem Rat Seines Willens" (Eph. 1, 11), und entsprechend eines Planes, den „er sich vorgesetzt hatte in ihm" (Eph. 1, 9). Also daß alle Dinge, sie seien unangenehm oder gut, „zusammenwirken zum Guten, für die, die Gott lieben" (Röm. 8, 28)."

„So mag die Welt fortfahren sich zu „ängsten" (Röm. 8, 22) aber der Schöpfer hat auch heute noch die Regierung über die Königreiche der Menschen in seiner Hand, und wird darnach sehen, daß die Königreiche dieser Welt das Königreich Seines Sohnes werden, welcher in Schmach und Schande am Kreuze starb, aber jetzt gekrönt wird als König aller Könige und Herr aller Herren (1. Tim. 6, 15; Phil. 2, 11; Offb. 17, 14—19)." —

Mission

Bololo, den 2. Februar 1939.

Teure Missionsgeschwister:—

„Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn wie Wasserbäche, und er neigt es, wohin er will." Spr. 21, 1.

In der vorigen Woche reiste ich zum Häuptling unseres Stammes, um ihm seine kleine Tochter zu zeigen, die er, seit er sie uns übergeben hatte, nicht gesehen hatte. Der Pfad zu seinem Dorfe ist recht rauh: es gibt manchen Berg zu ersteigen und über viele der riesigen vom Wetter gestürzten Bäume zu klettern, welche quer über dem Wege liegen. Da wir jedoch langsam reisten, ließen sich diese Hindernisse verhältnismäßig leicht überwinden.

Wir verließen Bololo am 23. Januar 8 Uhr morgens und erreichten das Dorf am 25. Januar 1/2 2 Uhr nachmittags. Ich hatte einige Jungen vorausgeschickt, um ein Boot anzurufen, welches uns über den Lukenefluß setzen sollte. Als wir an den Fluß kamen, erwartete uns schon am andern Ufer eine große Menschenmenge. Als wir ankamen, setzte ich Maria in ihren Korb, und zwei Träger trugen sie, während die ganze Menge mit Händeklatschen folgte. Ich fürchtete schon, ob ich das Kind je wieder sehen würde. Während des ganzen Weges war ich besorgt, ob man mir erlauben würde, das Kind wieder mitzunehmen, und da habe ich denn viel gebetet, der Herr möchte doch das Herz des Häuptlings lenken, daß ich doch das kleine Mädel wieder mitnehmen dürfe. Der Zweck dieser Reise war, die Gunst und das Vertrauen dieses Mannes für die Mission zu gewinnen. Als ich die Spitze des Hügels erreichte, erwartete mich dort der Häuptling, um mich zu empfangen. Er ließ das Kind vorübertragen. Dann gingen wir zusammen zu seinem Hause. Der Korb mit Maria stand unberührt auf der Veranda, und jedermann verhielt sich ruhig. Ich sagte nun zu Maria: „Stehe auf!" und sogleich stand sie auf. Der Vater nahm sie nun auf seinen Arm und ging ins Haus. Ich folgte nicht sogleich, doch als ich sah, daß so viele Menschen ins Haus traten, und hörte, wie Maria weinte, da ging ich auch hinein. Das arme Kind verstand ja noch nicht des Vaters warmes Empfinden ihm gegenüber. Ich bat den Häuptling, mir das Kind zu überlassen, bis es sich mehr an ihn gewöhnt habe. Er ließ es zu, und wir setzten uns auf Stühlen auf der Veranda. Ich gab Maria einen kleinen Kuchen und setzte sie auf ihres Vaters Knie, was sie sich stillschweigend gefallen ließ. Als sie mit dem Kuchen fertig war, band der Vater sie mit einem Tuche auf seinen Rücken und entfernte sich. Sie drehte sich um und weinte: „Mama!" Doch ich beachtete es absichtlich nicht.

Vor dem Abendessen kehrte der Vater mit ihr zurück und schnitt ihr sogleich das Haar ab; das war eine neue schwere Erfahrung für sie. Als ich mit dem Reis für sie kam, wollte er das Kind füttern. Sie begann zu essen, doch als der Vater sie dann aufs Knie nahm, um sie zu füttern, da ließ das arme Ding das Köpfchen hängen und schaute so traurig und erschöpft drein, daß ich es nicht mit ansehen konnte. Ich ging ins Haus, um meinen Reis und die Suppe zu essen. Es währte nur einige Minuten, und dann war ich fertig. Während ich aß, war der Mann mit dem Kinde in sein Haus gegangen. Ich folgte ihm sogleich, da ich Maria wieder weinen hörte. Er saß vor seinem Hause auf einem Stuhl. Es wurde finster. Ich bat ihn, ob er mir das Kind überlassen möchte, damit ich es zu Bett bringen könne. Doch er sagte: „Sie wird jetzt mit mir schlafen!" Ich sagte ihm darauf, daß das Kind sich fürchte, und bat ihn noch einmal, mir das Kind zu geben. Dies ärgerte ihn und er sagte: „Es ist mein Kind, und du bekommst es überhaupt nicht mehr zurück und wenn sie stirbt!" Ich wußte, daß hier nur der Herr helfen könne und bat Ihn, mir zu zeigen, was ich tun solle. Ich ging dann fort, setzte mich auf die Veranda und betete. Drüben im andern Hause aber weinte Maria ohne Aufhören. Es währte nicht lange, dann brachte mir der Vater das Kind und sagte: „Ich will sie dir jetzt lassen, mache sie stille!" Ich brachte sie nun zu Bett, doch habe ich wenig in der Nacht geschlafen. Ich zitterte für das Kind. War es doch unser sehnlichster Wunsch, sie für den Herrn zu erziehen. Ich fürchtete, daß man des Nachts kommen werde, um es fortzuholen. Immer wieder rief mir der Herr oben angeführten Spruch ins Gedächtnis. Und Gott lenkte das Herz des Häuptlings. Auch das Wort Ps. 65, 7 „der die Berge fest setzt in seiner Kraft und gerüstet ist mit Macht", tröstete mich. Ich beruhigte mich, wußte ich doch, daß Gottes Schutzengel mich umgeben. Der Herr ist der Allmächtige.

Am nächsten Tage ließ ich Maria viel allein mit ihrem Vater . Ich wußte, hier kann nur der Herr helfen. Ich mußte dem Manne Vertrauen zeigen, oder er würde ärgerlich werden, was ich unbedingt vermeiden wollte. Am Nachmittage, als ich Maria ihre Milch brachte, sah ich, wie der Vater dabei war, ihr die Augenbrauen wegzurasieren. Als sie erwachte, schaute sie ganz entsetzt um sich und schrie vor Furcht. Anfänglich tat sie mir so leid, daß ihre Augenbrauen weg waren und sie so heidnisch aussah, doch war ich bald darüber getröstet, gibt es doch in dem zivilisierten Amerika so viele Mädchen, die sich die Augenbrauen ausziehen und gerade so häßlich oder unnatürlich aussehen wie dieses Kind. Dann dachte ich, wenn nur ihr kleiner Leib und ihr Herz könnte gerettet werden. Der Vater gab mir nun das Kind wieder, und wie war sie so glücklich! Ich erklärte nun dem Häuptling, daß ich am nächsten Morgen zurückreisen wolle. Er wünschte jedoch, daß ich eine ganze Woche bleiben solle. Dieses schien mir aber für mich und Maria zu schwer. Er bezahlte nun alle Träger, die uns hergebracht hatten, und sagte, daß ich ihnen weiter nichts zu geben hätte. Abends hatten wir denselben Kampf: er wollte das Kind bei sich haben, und die kleine Maria weinte so bitterlich. Nachdem er sie mir endlich wieder gebracht hatte, legte ich sie ins Bettchen, setzte mich an ihre Seite und betete. Sie plapperte so laut, und als ich aufschaute, sah ich, wie sie mit ihren Händchen das Gesichtchen bedeckt hatte, als wenn sie auch bete. Es sah zu niedlich. Ich dachte daran, daß wir nicht allein in diesem Kampfe stehen, sondern daß noch viele andere Beter fürbittend unser vor dem Thron der Gnade gedenken. Wie oft erhalten wir Briefe, die uns berichten, daß man für uns betet.

Am andern Morgen kam des Häuptlings Frau in aller Frühe und holte das Kind. Mein Herz zitterte für dasselbe und ich fürchtete, ob ich sie würde mitnehmen dürfen. Als ich zum Hause des Häuptlings kam, war der Häuptling sehr freundlich. Es waren noch mehrere Verwandte angekommen, und das Kind wanderte von einer Frau zur andern; doch ihr Gesichtsausdruck blieb müde und traurig. Um 9 Uhr morgens erlaubte der Häuptling unsere Abreise. Er veranstaltete nun ein Fest und schenkte jedem Kinde seines Dorfes von Maria ein weißes Tuch als Lendenschürze. Darauf wurde ein großer Korb mit Fleisch gebracht, welches er nun verteilte, so daß jedermann ein Stück bekam. Darauf gingen wir zum Fluß, und des Häuptlings Frau brachte das Kind zum Boot. War die Kleine aber glücklich, als sie endlich zu mir durfte! Sie war so entsetzlich schmutzig, daß ich sie an der andern Seite des Flusses sogleich gründlich badete. Nachdem ich sie in ihren Korb gesetzt, atmete ich erleichtert auf, und auch mein Appetit kehrte zurück.

Die Träger hatten ebenfalls vom Häuptling ein Tier erhalten, welches sie gekocht hatten und nun in Blätter gewickelt mitnahmen. In Nkangula, wo wir übernachteten, wollten sie ihren Vorrat an einem sicheren Platz aufbewahren und banden das Fleisch in meinem Hause hoch auf. Ich verspürte, als ich eintrat, so einen sonderbaren Geruch, doch dachte ich, daß ich ihn würde ertragen können. Als ich um Mitternacht durch die Kleine geweckt wurde, war der Geruch von dem Fleisch einfach unerträglich. Ich dachte an Simsons Rätsel vom Honig im Aase des Löwen. Ich hatte ein Gefühl, als wenn ich im Aase schliefe. Es war unmöglich zu schlafen, so daß ich einen der Jungen veranlaßte, das Fleisch hinauszutragen, worauf wir dann auch wieder schlafen konnten. Man kann sich einfach nicht vorstellen, was diese Leute alles essen.

Am nächsten Tage kamen wir alle wohlbehalten in Bololo an. Wir waren alle glücklich, daß der Herr Seine schützende Hand über uns gehalten und uns sicher heimgebracht hatte. Maria war so glücklich daheim zu sein; sie ging immer wieder zu den andern Babies, umarmte und herzte sie und drückte ihre Freude auf alle mögliche Weise aus.

Am vorigen Sonntag ertrank hier ein Mann in einem nahen See. Alle Männer, welche zu Hause waren, suchten die Leiche, doch konnte sie erst am Dienstag geborgen werden. Das gab nun ein lautes Klagegeschrei, als man die Leiche ins Dorf brachte. Die Schwester des Toten sagte mir, daß nun der Geist zu ihr aufs Feld kommen werde, und sie fürchte sich so sehr. Sie erzählte mir nun weiter, daß, wenn sie aufs Feld gehen, der Geist komme, und dann müßten sie so schnell wie eben möglich laufen, sonst erhasche sie der Geist. Ich versuchte, ihr klar zu machen, daß Christus stärker und mächtiger sei als irgend ein Geist, doch sie machte nicht den Eindruck, daß sie das begreifen könne.

Ach wie tief ist doch die Finsternis des Heidentums! Es ist, als wenn sie die Wahrheit des göttlichen Wortes nicht begreifen können. Sie wollen in ihrem Heidentum beharren. Gott schenkt jedem Menschen die Gelegenheit, sich für Ihn zu entscheiden. Wir bemühen uns, ihnen das Evangelium in einer klaren einfachen Weise zu bringen, doch ihre Herzen sind verhärtet.

Wir sind gegenwärtig alle wohl. Der Herr schenkt uns alles, was wir in leiblicher, materieller und geistlicher Hinsicht brauchen, und wir sind Ihm so dankbar dafür.

Eure Mitarbeiterin an den Verlorenen in Afrika,

Katherine A. Harder.

—Der kleine Afrika-Bote.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House,
Winnipeg, Man., Canada,
Hermann Neufeld, Editor.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementspreis für das Jahr
bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen
Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.,
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1. Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.
2. Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.
3. Weiter ersuchen wir unsere Leser dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.
4. Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Ein Werk, von wem erbaut?

„Und jetzt sage ich euch: Stehet ab von diesen Menschen und lasset sie! Denn ist dieser Rat, oder dieses Werk von Menschen, so wird es untergehen.“ Apg. 5, 38.

Kein Mensch hat Worte tief genug, um die Wahrheit Gottes zu ergründen. Wir sind in Sünden geboren und in Sünden müssen wir auch sterben, aber trotzdem besteht kein Zweifel, daß Jesus Christus für alle Sünder gestorben ist, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. In diesem Erlösungswerke gibt es keine Ausnahmen; denn alle waren Sünder, für alle mußte etwas getan werden, und weil Gott ein wahrer Gott ist, so ist auch sein Werk vollkommen, und nämlich: aus Liebe zu den Sündern, damit alle gerettet werden könnten. Ja, aus Liebe zu uns, ging Christus in den Tod, für dich und für mich. Diese Tatsache ist das einzig dastehende Werk, von Gott erbaut, daran alle teilnehmen dürfen, um selig zu werden, falls uns danach verlangt. Christi Sterben an und für sich ist für uns aber noch keine Rettung, wenn wir nicht tatkräftigen Gebrauch davon machen. Wir können nicht auf Kosten dieses Erlösungswerkes in den Himmel kommen, indem wir an das eigene Werk glauben und festhalten. Alles was wir uns selbst durch Wissenschaft, Geschicklichkeit, Macht und Geld erbauen, ist vergänglich und nichts nütze für Zeit und Ewigkeit. Der menschliche Fleiß mit den größten Erfolgen bringt uns keine einzige Garbe ein, denn das Seligkeitsgeschenk läßt sich nicht verdienen, oder sogar vererben, nein, es muß durch eine gläubige Bewegung persönlich angenommen werden.

Der Unglaube eines sündhaften Mitmenschen ist keine Sicherstellung der Echtheit meines eigenen Glaubens. Für alle ist es erworben, aber annehmen muß es ein jeder selbst. Auch kann kein Nächster dieses angenommene Heilandswerk weiterverschenken, denn er ist nur ein Teilhaber desselben und hat Grund genug, aufzupassen, um es auch zu behalten. — Der Glaube an dieses Erlösungswerk allein genügt aber nicht, um selig zu werden, es muß etwas getan werden, um es teilhaftig zu werden. Auch die beste und teuerste Uhr der Welt ist ein totes Werk, solange ich sie unaufgezogen in meiner Tasche herumtrage. Der Glaube, daß diese Uhr mein Eigentum ist, macht nichts aus, sie geht eben nicht, weil sie von allein nicht losgehen kann. Nicht einmal das Wissen, das die Betriebskraft da ist, kann diesem Uebel abhelfen, denn es handelt sich hier nicht um den Besitz der Uhr, sondern um den Besitzer, der allein etwas dazu tun muß, um von der Uhr Gebrauch zu machen. Der Glaube muß in die Tat umgesetzt werden, sonst nützt mir mein Eigentum garnichts, und ich selbst bin es, der die Verantwortung trägt, wenn sie geht, auch wenn sie steht. Doch was hilft sie mir, wenn sie steht? Und was hilft mir der Glaube, daß dieses stehende Werk mein Eigentum ist? Wie soll mein Nächster, als lebendiger Baustein, mitwirken, wenn mein Werk ein totes Werk ist? Wie soll der mir geschenkte Gottesacker Früchte bringen, wenn ich den Boden nicht zuversichtlich umgrabe? Wie kann mein Werk, ein Gotteswerk sein, wenn ich mit geborgter Hilfe daran arbeite? — Wird es bestehen? Wird es untergehen? Ob so oder anders, eins wissen wir gewiß: Auf Kredit wird niemand selig werden, es sei denn ein jeder zahlt für sich mit barer Münze! —

John J. Wall.

Bank-End, Sask.

Eine Freude in der Einsamkeit.

Die Tür geht auf. In sein kleines Stübchen tritt die Oberschwester und fragt:

„Zu welcher Kirche gehören Sie, Herr Peters, zur United Church?“

„Nein.“

„Presbyterian?“

„Nein.“

„Lutheran?“

„Nein.“

„Sie sind Katholik?“

Peters schüttelt traurig den Kopf: „Nein, nein Miß MacDonalld! Ich bin auch kein Katholik.“

Die Schwester wird verlegen. „Ich befürchte, wir werden für Sie keinen Prediger finden, der Ihnen die Osterbotschaft bringt, Herr Peters. Was sind Sie denn eigentlich?“

Peters richtet sich stolz auf: „Ich bin ein deutscher Mennonit!“

„Es tut uns furchtbar leid! Kein Prediger anderer Domination, den Sie wünschen?“ — „Nein, danke!“ Die Schwester verläßt etwas mitleidig Peters Zimmer.

Peters ist wieder allein. Seit Monaten ist er schon von den Seinen getrennt. Schwere Schneefälle hatten Wege unwegsam gemacht und die weite Strecke per Eisenbahn kann auch nicht so ohne weiteres zurückgelegt werden. O, wie gut verstand Peters seine Lieben doch. — Er sieht sie alle — seine Geschwister, Vater und Mutter! Ihm wird mit einmal das Herze schwer. Er schließt die müden Augen. „Mutter, ach, liebste Mutter!“ Da bildet sich eine Träne — er zerdrückt sie mit den Wimpern. Aber die Tränen lassen sich nun nicht mehr wehren. Doch was macht's auch? Er ist ja allein........

Nie hatte er die Trennung von den Seinen, von all dem trauten Mennonitischen so tief empfunden. Die große Bibliothek des Hospitals sorgte ja für den hungrigen Geist. Doch heute fühlt er die Trennung recht scharf. Die vielen Briefe von Verwandten und Bekannten hatten ja die Verbindung gewissermaßen aufrecht erhalten. Aber die traurige Tatsache, daß niemand ihm, dem Mennoniten, die Osterbotschaft bringen konnte, lehrte ihn, daß er allein stand, allein Ostern feiern würde.—

Der Ostersonntag war dahin. Peters hatte sich die Auferstehungsgeschichte schon früh des Morgens gelesen. Auch hatte er manche schöne Predigt übers Radio im Laufe des Tages gehört, aber alle in englischer Sprache. Gewiß, er war innerlich recht warm berührt worden, ja, er wußte sich geistlich verwandt mit manch einem englischen Christen, aber trotz allem war ihm die Sehnsucht nach einer mennonitischen Predigt bloß größer geworden. Ach, wo waren die großen Segensstunden zu Halbstadt, wo Kleingemeinde, Bergthaler und Brüdergemeinde in einem Hause Gott verherrlichen. Die Jugendvereine zu Chortitz, zu welchen sich der Herr in besonderer Weise bekannte. Die kurzen, aber innigen Gebetsstunden junger Männer in der Bruderthaler Kirche zu Steinbach. All die Gott zur Ehre gereichenden Missionsfeste der verschiedenen kirchlichen Vereine, die täglichen Morgen- und Abendandachten im trauten Vaterhause?....

Das Bewußtsein all dieser Entbehrungen der herrlichen Segensstunden der großen mennonitischen Familie drückte unbarmherzig das Gefühl der Verlassenheit auf Peters Gemüt. Er wußte sich zwar geliebt, gepflegt und auch gastfrei aufgenommen, aber er war nicht zu Hause. Er war Gast und Fremdling in seiner Umgebung. Die mennonitische Luft der christlichen Brüderlichkeit fehlte ihm schrecklich. Er sah sich immer klarer von den Seinen getrennt. Ach, die mennonitische Sehnsucht schmerzte furchtbar. —

Eine Woche, sieben lange Tage, waren wieder somehr vorbei. Peters dreht an seinem Radio, welches auf einem kleinen Tischchen neben seinem Bette steht. Er sucht die „Welle“, welche mit seiner Herzenstonwelle - harmoniert: „Jazz!“ — „Swing!“ — Ach, wie man doch frevelte auf musikalischem Gebiet! Die Uhr zeigt auf drei. Peters dreht wieder. Da hört er eine bekannte Stimme: „Nachdem der Chor das Lied „Siehe, das ist Gottes Lamm“ gesungen hat, bringt, wenn auch eine Woche spät, Prediger Braun von Morden die Osterbotschaft: Jesus lebt!“

Peters glaubt zu träumen. Aber er hört ja das wundervolle Lied, daß ihn schon oft zuvor ergriffen. Als die letzten Töne verklungen, läßt er die Lider über die Augen fallen, wie so oft, wenn er sich durch nichts stören lassen wollte. Er weiß nun bestimmt, daß er doch noch die Osterbotschaft hören wird. Und er will jedes Wort hören — jedes!

Und da hört er sie auch schon, klar und deutlich, die Osterbotschaft: Jesus lebt! hat die Grabestür gesprengt, hat Tod und Hölle besiegt! Hinfort ist der Weg frei für alle Welt zum Vaterherzen. Ja, und wie wir nicht mit dem Verstande begreifen, wie alljährlich die Natur zum neuen Leben erwacht, so auch nicht unsers Heilands Auferstehung. Aber **für den lebendigen Glauben ist es die reelste Tatsache.** Jesus lebt!

Peters hat nun die Augen weit offen. Wie zwei Sternlein leuchten sie.

Er hat also doch die Osterbotschaft von den Seinen gehört! Er ist wieder in ihrer Mitte. Er fühlt sich auch nicht mehr einsam und verlassen. Nein, seine Brüder denken an ihn, denken an all die Einzelnen, Zerstreuten. — Auch seine Sehnsucht ist einer anderen gewichen: Es ist nicht mehr die Sehnsucht, welche ihn zuvor schmerzte; nein, nein! es ist die Sehnsucht der großen mennonitischen Familie, die ihn beseelte. Darum stimmt er auch laut mit ein, als Prediger Braun zum Schlusse so heiß betet: „Komme bald, Herr Jesu!“

*

P.S. Werte Leser! Möchte noch einige Worte obigem Geschichtlein beifügen. Möchte Ihnen sagen, daß keine Zeile der Phantasie entspringt, und daß alles wohl in erster Person hätte geschrieben werden können, aber mir deuchte die dritte Person unterhaltender. Auch ist alles jüngste Begebenheit, wie Sie wohl gemerkt haben. Doch ich höre Sie sagen: „Warum dies alles? Die Spalte hätte mit Zweck- und Zeitgemäßigerem gefüllt werden können.“ Sie haben vielleicht recht. Aber ich möchte Sie auch auf eine sehr große Wichtigkeit aufmerksam machen, was im übrigen schon oft getan worden ist: Unser mennonitisches Völklein leidet an Zerstreutheit. Das war so in der Vergangenheit und wird auch so in der Zukunft sein. Die Ursache ist uns nur zu gut bekannt. Daß es nun für uns als mennonitische Familie heilige Aufgabe und hohe Pflicht ist, uns aller Mittel zu bedienen, die allmählich diese traurigen Umstände beheben, wäre natürlich.

Meine lieben Freunde! Wenn

Sie heute so in die Welt blicken und sehen, wie sich alles so unglaublich schnell entwickelt, wie Beziehungen und Verhältnisse sich stündlich verändern —, welches Mittel wäre da wohl zweckmäßiger zur Erreichung des gesteckten hohen Zieles, jedes Mennonitenglied zu erhalten, als das Radio? Es war mir persönlich brennendes Bedürfnis, den großen Segen und reichen Trost des Radiogottesdienstes für den Einzelnen Ihnen mitzuteilen. Obiges Geschichtlein ist ein typischer Fall aus tausend anderen, die nicht in Lettergestalt vor Sie treten können.

Möchte auch noch meinen Dank denjenigen gegenüber aussprechen, denen die heilige Sache zur persönlichen Aufgabe geworden ist. Daß sich der Herr in ganz besonderer Weise zu diesem edlen Wirken bekennt, lehrt der überreiche Segen der Anstrengungen in ihrer Blüte. Ja, die ganze Tragweite des Radiodienstes in der Reichsgottesarbeit, ist überhaupt unübersehbar. Unser Meister hat uns in Seinem Worte ein ernstes Bild vom faulen Knechte, der sein Pfund vergraben, hinterlassen.

Lieber Leser! Wo ist Ihr anvertrautes Pfund? Finden Sie es nicht in der Verherrlichung Gottes? Beteiligen Sie sich daran?

„Peters."

Die Einheitsfront.

Die Erfahrung lehrt, daß wenn immer eine Frage in unserm Volksleben zu einem Problem hinanwuchs, das zu lösen einer besonderen Anstrengung und großer Opfer bedurfte, unser Volk sich seiner Pflicht und hohen Berufung eingedenk, erwies. Gottbegnadete und begabte Männer wiesen die Lösung des Problems an und wir als Volk bekannten uns zu der Lösung, vergaßen die oft recht drückende Zersplitterung und in gemeinsamem Vorgehen, in brüderlicher Einheit wurde das Ziel erreicht. Ich will hier nicht einzelne Beispiele anführen, denn jederman, der einigermaßen mit der Geschichte unseres Volkes bekannt ist, kann sich eine Reihe solcher Fälle in die Erinnerung rufen.

Gegenwärtig ist wieder einmal eine Frage zu einem brennenden Problem geworden, daß dem einzelnen aus den Händen gewachsen ist, dem einzelne Distirkte, ja sogar Provinzen machtlos gegenüber stehen. Dieses Problem kann nur gelöst werden, wenn wir uns wieder zu vollständiger Einigkeit und Einheit in dieser Frage zusammenschließen können.

Diese Erkenntnis bricht sich heute schon, Gott sei Dank, wieder Bahn. Die Liquidierung der Reiseschuld in absehbarer Zeit, in einem bestimmten Zeitraum, ist das Ziel, das sich nun schon drei Provinzen: Alberta, Ontario und B.C. gesteckt haben. Die vom Provinzialen Vertreter von Saskatchewan den Distrikten vorgelegten Fragen zur Vorberatung (Rundschau Nr. 16, Seite 12—13) zeigen, daß auch Saskatchewan im Begriffe steht, diesen Schritt zu tun.

Das Problem ist heute schon von allen als ein solches anerkannt. Die Seite, von welcher die Lösung des Problems soll in Angriff genommen werden, klärt sich auch. Es handelt sich nun darum, daß die Angriffsmethoden einheitlich gestaltet werden; und dieses ist bis jetzt noch nicht der Fall. Herr Töws schreibt: .... dabei wäre zu wünschen, daß **ein** Weg für alle Provinzen gefunden werden könnte.... Dieses möchte ich unterstreichen und dahin verschärfen indem ich sage: .... dabei ist es **unerläßlich**, daß **ein** Weg gefunden werden muß

Solange darin nicht **ein Weg** gefunden ist, fühlen sich die lässigen und .... Zahler sicher, und diejenigen, die da helfen möchten, fühlen sich unsicher und unentschlossen. Es muß ein Weg gefunden werden (und die sogenannten „Fuden" sind schon ausgesteckt) auf dem wir einheitlich dem gesteckten Ziele zustreben. Es muß eine Einheitsfront geschaffen werden.

Zu diesem Zwecke müßten die Vertreter der verschiedenen Provinzen (wünschenswert wäre die vollzähligen Prov. Komitees) mit der Can. Menn. B. of C., dem Kollekteur und vielleicht noch anderen einflußreichen Männern eine Zusammenkunft veranstalten und sich über den Weg einigen. Ich bin überzeugt, daß solche Einigung zuwege gebracht werden kann.

Man wird vielleicht einwenden, daß dieses mit großen Unkosten verbunden ist.

Wir lesen immer wieder von Zusammenkünften von gewesenen Nachbarn einer oder der andern Ansiedlung in Rußland. Ich will nichts gegen solche Zusammenkünfte sagen, aber obzwar dieselben doch eigentlich nur einen sentimentalen Wert haben, so sind wir dazu doch zu verschiedenen Opfern bereit. Wievielmehr sollten wir zu so einer Zusammenkunft zu einigen Opfern bereit sein.

Ich möchte hiermit gehörigen Ortes angeklopft haben, diese Zusammenkunft anzuberaumen.

Ich möchte weiter alle an der Arbeit stehenden Brüder in allen Provinzen bitten, sich die „ausgesteckten Fuden" anzusehen (indem sie Herrn Töws Vorschläge zur Beratung, sowie die genaue Prüfung und Vergleichung unterziehen) und sich für die bevorstehende Arbeit zu rüsten.

Ich möchte weiter alle Brüder und Schwestern in unserem Volke bitten, sich einheitlich hinter unsere Arbeiter zu stellen. Wir wollen und müssen eine Einheitsfront bilden, ob Schuldner oder Nichtschuldner, denn nur Einigkeit macht stark, und der Herr wird es uns gelingen lassen.

Darum Glück auf zur Arbeit!

J. Janzen.

Unsre Einstellung zur Reiseschuld.

Referat auf der Provinzialversammlung der Mennoniten in B. C. am 17. und 18. Februar 1939.

Von Petrus Martens, Yarrow.

Jeder von uns hat Pflichten. Pflichten verschiedenster Art: gegen die eigene Person, gegenüber seiner Familie und endlich gegenüber seinem Nächsten und Gott.

Bei jeder Aufgabe und ihrer Erfüllung ist immer unsre Einstellung dazu die Hauptsache. Nachdem Saulus von Tarsus zum Apostel Paulus geworden war, hatte er einen klaren Einblick in seine Aufgaben und auch die rechte Einstellung zu ihnen. Ebenso, wie er vor seiner Begegnung mit dem Herrn gegen die Christen mit Unverstand geschnaubt und gewütet hatte, so eiferte er nach seiner Umkehr mit Erfolg für seinen Meister. Weil er in dieser seiner neuen Mission nur für die Sache seines Herrn arbeitete, konnten dabei auch keine eigenen Vorteile irgendwelcher Art oder auch menschliche Berechnungen mitbestimmend sein. Er sagt hierüber: „Tue ichs gern, so wird mir's gelohnt; tue ichs ungern, so ist's mir doch befohlen." Und wir folgern weiter, „und tue ich's nicht, so folgt darauf Strafe."

Wenn wir im allgemeinen über Schulden sprechen, dann ist es klar daß auch ein Schuldner dabei ist. Wo Schulden gemacht werden, ist gewöhnlich jemand in Not gewesen, und es hat sich ein Kreditor gefunden, der bei guter Garantie willens war, aus der Not zu helfen.

Im Fall unsrer Reiseschuld waren ich und Du diejenigen, die in Not waren. Um uns aus unsrer schweren Lage zu retten, mußte ein guter Bürge für uns gefunden werden. Nachdem alle Versuche des Aelt. David Töws, große und reiche Gemeinden für diesen Zweck zu interessieren, gescheitert waren, ging er zu der C.P.R. und verbürgte sich dort für uns. Er besprach sich dabei nicht lange mit Fleisch und Blut. Geleitet von seiner Menschenfreundlichkeit, der Liebe zu seinen Brüdern und Schwestern und damit von der Liebe Christi getrieben, stürzte er sich hinein und verbürgte sich für Dich und mich! Das ist leicht mit einigen Worten gesagt und auch leicht hingeschrieben. Aber sich ganz für diesen Dienst weihen und hingeben, ist nicht so leichter Hand getan.

Nun lag die Last der großen Reiseschuld auf ihm. Das Abkommen für die Abtragung der Schuld an die C.P.R. war für drei Jahre festgelegt. Aelt. Töws mit seinem großen Optimismus und dem unerschütterlichen Vertrauen auf unsere Aufrichtigkeit, war froh und dankbar, uns auf diese Weise aus der roten Hölle heraushelfen zu können. Dankbar nahm er das Gelingen seiner Bemühungen aus des Herrn Hand!

Die große Abwanderung von 21.000 Personen aus Rußland nach Canada nahm seinen Anfang. Wir machten uns dabei wenig Sorge über diese unsere Reiseschulden, denn die Freude, aus dem Elend und aus der Not herauszukommen, überwog diese Sorgen weit. Es war ja auch kein Unrecht dabei. Bei der Uebernahme der Schulden regte sich in uns keine Falschheit und schlaue Berechnung: feierlich wurde jede uns vorgelegte Verpflichtung unterschrieben, mit dem festen Vorsatz sie abzugelten. Gehoben schlugen unsre geängsteten Herzen. Die von viel Kummer und Sorge zeugenden hageren Gesichter mit den tiefliegenden trüben Augen hellten sich auf in der Hoffnung, in einem andern Land eine bessere Heimat zu finden. Nach vielen Strapatzen, großen Anstrengungen und nach einer Zeit, erfüllt von innigen Gebeten und heißem Flehen, kamen wir endlich nach Canada. Auch hier hatten wir Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten mancher Art, aber das Glück in einem Land der Ruhe mit und unsern Kindern leben zu dürfen, stimmte uns dankbar und gab uns immer wieder Mut, nach mißlungenen Versuchen neu anzufangen. Oft sprechen wir über unser Vorrecht und bringen unsere Dankbarkeit in unseren Gebeten und Liedern zum Ausdruck. —

Wie offenbart sich nun unser Dank **praktisch**, d.h. durch Tat und Wandel? Viele von uns haben ihr Versprechen halten können und in drei Jahren bei viel Entbehrung, durch Fleiß und Treue ihre Reiseschuld bezahlt. Gott sei Dank! Wie befriedigt waren wir nach Erfüllung unserer Pflicht, wie ruhig! Durften wir das nicht sein? Gewiß doch! Aber ein anderes Gefühl kam dazu: wir haben als geschlossene Immigrantenfamilie eine gegenseitige moralische Verpflichtung. Erst dann sind wir recht frei, wenn die ganze Reiseschuld von uns allen abgetragen ist.

Der Selbstgerechte wirft sich wohl in die Brust und sagt: „Ich habe das Meinige getan, um weiteres kümmere ich mich nicht!" Wollen wir aber die Verpflichtung unserer Gesamtheit erfüllen, dann müssen wir mit allem Ernst diese Sache zur allgemeinen Bürde machen. Was sagt die Heilige Schrift? „Freuet euch mit den Freuenden und weinet mit den Weinenden." Und, — „ein jeder sehe nicht auf das Seinige, sondern auf das, was des andern ist." — Ist uns diese unsre gemeinsame Last als solche schon wirklich einmal groß geworden? Die Folgen unsrer allgemeinen Einstellung werden sich — so oder so — doch zum Wohl oder Wehe unsrer Allgemeinheit auswirken.

Gott Lob und Dank, es sind immer einzelne treue Wächter unter uns, die in priesterlicher Stellung, mit offenen Augen und warmen Herzen das Gemeinnützige unter uns anstreben und die ihre Einstellung auf Versammlungen wie heute durch ein offenes Wort offenbaren. Bis heute hat man von uns noch keine Forderungen in Form der Uebernahme fremder Schuldrechnungen gestellt. Wir sind oft aufgemuntert worden, als Gruppe oder Gemeinde mitzuhelfen. Was ist das Ergebnis? Drückt uns unsere gemeinsame Reiseschuld nicht? Wollen wir es mit unserem Freund, Nachbar und Gemeindebruder nicht verderben? Ist die Reiseschuld auch kleiner geworden, so ist sie doch nur erst halb entrichtet. Wollen nicht dem Pharisäer gleich in Selbstüberhebung den Zöllner verachten. Danke Gott, daß ers dir aufs Herz gelegt und die Möglichkeit geschenkt hat, Deine Reiseschuld abzutragen. Oft waren es Vorzüge des Glücks, die dabei halfen. Wollte Gott, es wären Vorzüge der Erziehung oder — am besten, deiner christlichen Gesinnung gewesen

Aus dem Gesagten ist zu ersehen,

(Schluß auf Seite 11)

Das Lied einer großen Liebe.

Fl. L. Barclay

(Fortsetzung)

Die mit Garth erlebte Szene war etwas schwierig wiederzugeben, und die Empfindungen, die sie bei ihr zurückgelassen hatte, ließen sich erst recht nicht zu Papier bringen. Jane ließ das Erlebnis noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen, und nachdem sie sich alles zu ihrer persönlichen Befriedigung zurechtgelegt hatte, schloß sie ihr Tagebuch ein und schickte sich an, zu Bett zu gehen. Die Grundlage ihrer Beweisführung bildete Garth Dalmaines Künstlertemperament — leider keine sehr feste Grundlage, weder zum Aufbau einer Theorie noch einer soliden Laufbahn. Aus Mangel an etwas Besserem mußte Jane es aber als Hauptfaktor in ihre Erwägungen hineinnehmen. Sie sagte sich daher: „Die außerordentliche Erregung, die ihn seltsamerweise so sehr aus seiner gleichmütigen Ruhe gebracht hatte, galt nicht mir persönlich, sondern meiner musikalischen Begabung und meiner Stimme." Gerade wie Garth beim Anblick malerischer Schönheit vor Entzücken ganz außer sich geraten konnte, so daß er nicht ruhte, bis er seinen Wunsch erreicht hatte und Leinwand und Modell zu seiner vollen Befriedigung arrangiert waren, so war diesmal seine leidenschaftliche Liebe zum Schönen durch die Töne geweckt worden. Wenn sie ihm eine Zeitlang vorgesungen und ihm erlaubt hatte, sie zu begleiten, gab er sich gewiß zufrieden, und die schönen, braunen Augen verloren dann wieder ihren jetzigen beunruhigenden Ausdruck. Obwohl sie daran festhielt, daß Garth Dalmaines Bewunderung nicht ihrer Person galt, freute sie sich doch auf den nächsten Tag. Er hätte sein Entzücken wahrscheinlich noch in ganz anderer Weise geäußert, sagte sie sich, wenn nicht sie, sondern Madame Blanche die Sängerin gewesen wäre, da diese mit der prachtvollen Stimme persönliche Anmut und Schönheit verband, und demnach nicht nur das Ohr, sondern auch das Auge im höchsten Grade befriedigte. Garth mußte sie sehen und hören, da die Musik ihm ein solcher Hochgenuß zu sein schien. Jane überlegte, wie das zu bewerkstelligen wäre; dann wanderten ihre Gedanken zu Pauline Lister, der lieblichen Amerikanerin, deren Name die ganze Saison über mit Garth Dalmaines Namen in Verbindung gebracht worden war. Jane war überzeugt, daß sie gerade die passende Frau für ihn war. Ihre Schönheit würde ihn befriedigen; ihr gesundes Urteil, ihr offenes, natürliches Wesen und ihr praktischer Sinn würden sein etwas ungleichmäßiges Temperament ausgleichen, und bei ihrem Anpassungsvermögen würde es ihr nicht schwer fallen, sich sowohl in seiner schottischen Heimat wie im Kreise seiner englischen Freunde einzuleben. War er erst verheiratet, so würde er von selbst aufhören, Violet und Myra Hof zu machen und den Leuten — beinahe hätte Jane gesagt — „in so verrückter Weise" die Hand zu küssen; doch sie war bis in ihre Gedankenwelt hinein immer vollkommen wahr, darum schrieb sie: „in so außergewöhnlicher Weise." Sie rückte auf ihrem Stuhl nach vorne, hob ihre großen Hände in die Höhe, die Handflächen nach oben gekehrt, und rief sich ins Gedächtnis zurück, wie ihr in jenem Augenblick zumute gewesen war. Dann aber sagte sie streng: „Jane Champion, sei nicht so töricht! Du tätest dem schönheitsliebenden jungen Mann ein größeres Unrecht als dir selbst, wenn du ihn nur einen Augenblick ernst nähmest. Die dir heute abend zuteil gewordene Huldigung galt ebensowenig deiner Person, wie sein Lob über d. ausgezeichnete Diner Tantens Koch galt. In seine Freude über den Gesang war die Sängerin eingeschlossen — das war alles. Verdirb dir das Vergnügen über den erzielten Erfolg nicht durch törichte Sentimentalität. So, Jane, jetzt wasche deine ungraziösen Hände und geh rasch zu Bett."

Auf dem weichen Rasen unter den Erlen stand Garth Dalmaine inmitten der Rehe, die seiner nicht gewahr wurden. Ueber ihm wölbte sich der Nachthimmel mit seinen Myriaden funkelnder Sterne. Auch er hielt ein Selbstgespräch.

„Ich habe es gefunden", sagte er leise, „das Ideal einer Frau, die Krone echter Weiblichkeit, eine Gehilfin für Geist, Seele und Leib, wie man sie nicht besser finden könnte. Jane, Jane, o wie blind bin ich gewesen! Jahrelang habe ich sie gekannt und ihren Wert nicht herausgefunden! Doch sie hat den Vorhang gelüftet, und ich habe einen Blick in die verborgene Innenwelt getan. Nie wird es ihr wieder gelingen, den Vorhang zwischen ihrer und meiner Seele zuzuziehen. Und, Gott sei Dank, sie hat keinen Rosenkranz! Kein anderer besitzt, noch hat jemals besessen, wonach ich mehr begehre als nach irgend etwas auf Erden — Janes Liebe. Was wird sie nicht alles in sich schließen? Ich zähle die Perle. Sie wird sie auch dereinst zählen, ihre und meine Perlen. Gott verschone uns in Gnaden mit dem Kreuz! Muß jeder Rosenkranz wirklich ein Kreuz haben? O Gott, dann gib mir das schwere Ende, und mögen wir durch gemeinsames Tragen desselben nur um so inniger verbunden werden! O, die lieben Hände! Die guten, treuen Augen! Jane, Jane! Sie ist es gewiß von jeher gewesen, wenn ich es auch nicht wußte, weil ich wie mit Blindheit geschlagen war. Jetzt sind mir aber die Schuppen von den Augen gefallen, und mit Gottes Hilfe soll Jane die Meine werden, es koste, was es wolle!"

Die Nachtluft strich ihm über das dicke, schwarze Haar, er blickte leuchtenden Auges zum Sternenhimmel empor.

Jane aber wurde durch das Aufstoßen ihres Stores auf das Fenstersims geweckt und murmelte schlaftrunken: „Verlange von mir, was du willst, Garth, so will ich es tun." Als ihr dann mit einem Male zum Bewußtsein kam, was sie gesagt hatte, richtete sie sich im Bett auf und hielt sich folgende Strafpredigt: „Du bist doch ein recht dummes Ding, du hast dir eingebildet, du seiest wunder wie vernünftig, und doch braucht dir ein junger Mann, den du gern hast, nur eine kleine Schmeichelei zu sagen, um dir gründlich den Kopf zu verdrehen. Entweder wirst du sofort wieder gescheit, oder du verläßest Overdene morgen mit dem ersten Zug."

Achtes Kapitel.

Eine Perle zur andern.

Die nächsten Tage waren goldene Tage für Jane. Da war auch nicht das geringste, was ihr den Genuß einer ganz neuen, merkwürdig süßen Erfahrung getrübt hätte.

Garth Dalmaines Benehmen am folgenden Morgen hatte nichts von dem, was sie am Abenr zuvor beunruhigt und verwirrt hatte. Nur ganz selten einmal fiel er in seine „siebenjährige-Jungen-Stimmung" zurück — nicht einmal der Herzogin gegenüber — und auf die scherzhafte Frage eines seiner Freunde, ob er sich das merkwürdige Benehmen eines angehenden Ehemannes anzueignen suche, antwortete er mit einem gelassenen „Ja".

„Wird die Betreffende auch in Shentone sein?" fragte Ronald, denn mehrere der Gäste der Herzogin waren für Ende der nächsten Woche bei Lady Ingleby eingeladen.

„Ja", antwortete Garth abermals.

„Du meine Güte!" rief Bill theatralisch. „Ist das wirklich ernst zu nehmen?"

Jane aber, die hinter ihrer Zeitung versteckt in Garth Dalmaines Nähe stand, beugte sich vor und sagte so leise, daß nur er sie hören konnte: „Wie freut mich das, Dal! Haben Sie den lobenswerten Entschluß gestern abend gefaßt?"

„Ja gestern abend," antwortete Garth, zu ihr gewandt.

„Hat unser Gespräch vom Nachmittag etwas damit zu tun gehabt?"

„Nein, nicht das geringste."

„War es der „Rosenkranz", der den Entschluß in Ihnen reifte?"

Er zögerte einen Augenblick; dann sagte er, ohne sie anzusehen: „Das, was der „Rosenkranz" mir offenbarte."

Nun war Jane die erregte Stimmung von tags zuvor erklärlich, und sie konnte sich rückhaltlos dem Genuß hingeben, mit ihm zu musizieren; und das war ein seltener Genuß, denn Garth war viel musikalischer, als sie geahnt hatte. Was es für ihn war, ihrer Stimme zu lauschen, das sprach er nicht aus. Nach jenem ersten Abend hielt er seine Zunge fest im Bann. Er hatte unter den Eichen den Entschluß gefaßt, eine Woche lang zu warten, ehe er einen entscheidenden Schritt unternehmen würde, und er wartete.

Für Jane war es eine ganz neue, irgend jemand Hauptperson zu sein. Garth gab ihr das auf mancherlei nur ihm und ihr bemerkbare Weise zu fühlen. Da war nichts für andere in die Augen Fallendes, und doch wußte Jane instinktiv, daß sie nie ins Zimmer kam, ohne daß er sich sofort von ihrer Anwesenheit Rechenschaft gab, und daß sie nie das Zimmer verließ, ohne daß er sie sofort vermißte. Die Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, waren so zarter Natur, daß niemand außer ihr sie sah. Infolgedessen war auch keinerlei Anlaß zu scherzhaften Bemerkungen seitens ihrer Freunde und Bekannten. Und doch war es ihr, als umgebe Garth sie mit zarter Rücksicht, wo sie ging und stand. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte Jane, was es hieß, für irgend jemand Mittelpunkt zu sein. Sie fand Freude an allem, was er sagte und tat, und in den Stunden, die sie miteinander im Musikzimmer verbrachten, lernte sie ihn erst recht kennen und seine enthusiastische, schönheitsliebende Künstlernatur verstehen, wie sie sie nie verstanden hatte.

Es waren goldene Tage, und selbst das Auseinandergehen am Abend hatte einen gewissen Reiz, denn es trug nur dazu bei, die Freude des Wiedersehens am nächsten Morgen zu erhöhen. Und doch kam Jane in jenen goldenen Tagen nie der Gedanke, daß Garth sie im gewöhnlichen Sinne des Wortes liebte. Nicht, daß sie in diesem Punkte unerfahren wäre, aber sie hatte so oft die Karikatur echter Liebe gesehen, daß sie letztere nicht erkannte, als sie sich ihr in ihrer idealsten Form nahte!

Jane hatte nicht Jahr für Jahr die Gesellschaften mitgemacht, ohne mindestens ein Dutzend Heiratsanträge zu bekommen. In ihrer Eigenschaft als reiche, von Eltern und Vormündern unabhängige Erbin konnte ihr das nicht erspart bleiben. Manch ein Mann in den mittleren Jahren, der des Umherschweifens müde war und gern mit Hilfe ihrer Kapitalien seine Besitzungen wieder in die Höhe gebracht hätte, hatte in geschäftsmäßiger Weise um sie angehalten. Sie hatte ihn darauf von oben bis unten angesehen, als wolle sie in seinem innersten Herzen lesen, ihm dann aber in einer ebenso geschäftsmäßigen Weise einen Korb gegeben.

Auch ein paar ganz junge Leute, denen sie aus der Patsche geholfen und die sie wieder auf die Füße gestellt hatte, hatten ihr im Ueberschwang der Dankbarkeit Herz und Hand angeboten, aber sie hatte ihnen bald den Kopf zurechtgesetzt und ihnen geraten, sich für die Zukunft solch törichter Gedanken zu entledigen. (Fortsetzung folgt)

Was wird aus diesem Afrika?

Gedat hat uns vor Jahren das viel beachtete Buch geschenkt: „Ein Christ erlebte die Probleme der Welt." Seitdem ist er etwa zwei Jahre in Afrika gereist und legt den Ertrag dieser Zeit in einem 287 Seiten starken Werk nieder, das, wie das erste Buch, bei J. F. Steinkopf, Stuttgart, erschienen ist. (Mit 54 Ab-

bildungen RM. 4.20 und 5.50.)

So interessant die Erlebnisse im früheren Buch geschildert waren, so sehr sich der Verfasser damals um richtige Durchblicke mühte, es ist doch gewissen Einseitigkeiten nicht entgangen. Das vorliegende Buch erscheint mir ausgereifter. Dabei hat es die Vorzüge von Gedats Art der Darstellung in unvermindertem Maß. Er belegt seine Erfahrungen mit sehr eindringlichen Erlebnissen. Wer Afrika kennen lernen will, darf an diesem Buch nicht vorübergehen. Darüber hinaus aber wird es uns Christen die Aufgabe sehr dringlich machen, die wir an diesen Völkern mit sterbender Kultur haben. Es kann uns geradezu aufrütteln aus falscher Sicherheit. Sonst kommen wir in Gefahr, mit Kain zu sprechen: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?,“ ohne zu bedenken, wie nahe diese Fragen uns bald persönlich angehen.

Wir geben einen kurzen Abschnitt aus dem Buch und hoffen, daß es auf vielen Weihnachtstischen liegt.

Ich habe immer wieder mit größter Hochachtung vor dem Schaffen der Männer gestanden, die in unermüdlichem Fleiß versuchen, das noch Bestehende zu erhalten, gerecht zu bewerten, sprachlich festzulegen und dem Bau eines neuen Afrika nutzbar zu machen. Es muß um der Gerechtigkeit willen auch gesagt werden: in den meisten Fällen leisten diese Arbeit die Missionare.

Die Forderung der Stunde ist ernstes Nachsinnen über die Frage, wie die Entwicklung Afrikas weitergehen soll. Wir können es den Männern, die mit ganzem Ernst immer wieder auf diese Not und diese Probleme hinweisen, nicht genug danken, daß sie weitere Kreise aufrufen, sich mit diesen Fragen zum mindesten einmal gründlich zu befassen. Lassen die Europäer das Rad weiter so dahinrasen, ohne klares Ziel, ohne einheitliche Führung und Wegweisung, so braucht man wahrhaftig nicht Prophet zu sein, um auch die letzte Vernichtung aller bestehenden urtümlichen Werte und die endgültige Lösung der jungen Generation aus allen Bindungen zu sehen, auch gerade die Auflösung der Fundamente des Glaubens. Was aber das letztere bedeutet, ist nicht auszudenken, besonders wenn man sich darüber klar ist, daß den Agitatoren des Weltbolschewismus das Arbeitsfeld in keiner Weise besser bereitet werden könnte.

Alle Versuche zur Lösung der wirtschaftlichen, sozialen, rasse- und kulturpolitischen Probleme Afrikas werden wenig nutzen, wenn es nicht gelingt, an der entscheidendsten Stelle einzugreifen. Diese aber ist die Frage der religiösen Bindung der heute mehr und mehr glaubenslos werdenden Millionen schwarzer Menschen. Die Zukunft Afrikas, die natürlich im engsten Zusammenhang mit der Zukunft der anderen Erdteile steht, wird entscheidend davon beeinflußt, ob es gelingt, diesen entwurzelten Menschen einen Glaubensgrund zu geben, nachdem ihnen ihr alter Glaube zerbrochen ist wie Glas und die Aufklärung sich an die Stelle setzt, versuchend, den Eingeborenen zum Soldaten der Weltrevolution zu machen.

Daß hier eine eindeutig klar umrissene Aufgabe für die Mission gegeben ist, wird immer mehr auch in solchen Kreisen erkannt, die nicht in einem direkten Verhältnis zu den Missionen und den Missionaren stehen. So hat Prof. Spranger auf einer Sitzung der preußischen Akademie der Wissenschaften festgestellt: „Die Hauptaufgabe, den Eingeborenen das seelische Gleichgewicht wieder zu schaffen, fällt den Missionen zu.“

Die Rettung Afrikas liegt im Evangelium. Die Religionen der Alten brechen zusammen und haben dem jungen Afrikaner nichts zu geben und zu sagen. Oder wollen wir erwarten, daß diese aufgeklärten Menschen sich zu Geister- und Ahnenkultur, zu Zaubertänzen und Beschwörungen zurückfinden, durch die ihre Eltern und Ureltern in kaum zu überbietender Furcht und voller Sehnsucht Antwort auf die letzten Fragen des Lebens suchten? Wollen wir etwa erwarten, daß der junge Mann, dem man in der Schule Sätze wie diesen beibrachte: „Gott ist mein Verstand, der immer mehr erkennen lernt, wie man sich die Gesetze der Natur dienstbar machen kann, der es versteht, mit den Preßlufthämmern umzugehen und in den Minen tausend und mehr Meter unter Tage arbeitet, der Automotoren baut oder wieder in Ordnung bringt, Rundfunkempfänger und medizinische Apparate mit Geschick bedient, wollen wir erwarten, daß dieser Mann sich von einem Zaubermeister, der ein Leopardenfell als Zeichen seiner Würde um die Schulter und eine Affenhaut über den Kopf spannt, in seinen religiösen Fragen beraten und betreuen läßt? Die fortschreitende Aufklärung und Schulung der afrikanischen Völker räumt hiemit endgültig auf. Ob das zehn oder fünfzig Jahre dauert, bis dieser Prozeß auch die entferntesten Urwalddörfer und einsamen Hochlandsiedlungen erreicht, ist nicht entscheidend.

Ich weiß sehr wohl, daß auch in den aufgeklärten Schichten der eingeborenen Bevölkerung in den Küstengebieten oder den südafrikanischen Städten immer noch ein erstaunliches Maß von Aberglauben zu finden ist, das man eigentlich nicht vermuten sollte. Es gibt eine ganze Reihe von Zauberdoktoren, die auch dort noch gute Geschäfte machen, wenn sie es nur verstehen, ihr Opfer an der rechten Stelle zu packen. Diese Herren tragen natürlich kein Leopardenfell, sondern sie gehen sehr modern gekleidet und haben ein durchaus weltmännisches Benehmen. Auch ihre Methoden unterscheiden sich wesentlich von denen ihrer Kollegen aus dem Hinterland.

Ebenso muß man natürlich entscheidende Unterschiede zwischen dem Geisterglauben und Ahnenkult der Alten und dem Aberglauben dieser „Aufgeklärten“ machen. Während dieses finstere Heidentum immerhin gewisse Werte in sich barg, ist der Aberglaube der Modernen — genau so wie der jener „aufgeklärten Europäer“ — unmoralisch und nichts anders als gemeine Furcht, zu deren Ueberwindung man möglichst billige Mittel sucht. Hier wie dort fehlt jede aufbauende Kraft, und man wird mit diesen Erscheinungen im Blick auf ihre volkserzieherischen Werte nichts anfangen können....

Tragisch ist nur, daß mit dem fortschreitenden Wissen der Eingeborenen um alle die Vorgänge im Abendland auch die Verfallserscheinungen deutlich und immer deutlicher werden. Vergessen wir nicht, daß neben die genannten Aufklärungsmöglichkeiten wie Kino, Radio und Presse ein anderer entscheidender Faktor tritt. Die Zahl der gebildeten Afrikaner, die in Europa und Amerika studieren, ist größer, als man in der Regel annimmt. Diese machen dann ihre Beobachtungen und tragen das, was sie sahen und erlebten, zu ihren Landsleuten und Rassegenossen weiter.

Dabei ist besonders die Erkenntnis erschütternd, daß dieses „christliche“ Abendland ja gar nicht so christlich ist, wie es für den unvoreingenommenen Eingeborenen schien. Man lernt allmählich, wie das moderne europäische Heidentum weithin in einen Zauberglauben zurücksinkt und wie aufgeklärte und gebildete Europäer und Amerikaner dem Unwesen der Magie huldigen und zur Ueberwindung ihrer Lebensangst Methoden anwenden, die den Schwarzen nur zu sehr an die Kulte seiner, in ähnlicher Lebensangst stehenden Eltern und Großeltern erinnern. Er lernt, daß eine immerhin beachtliche Zahl weißer Damen und Herren nie ihr Auto oder Flugzeug besteigen würden, ohne ihr Maskottchen mitzunehmen. Er lernt, daß Talismane, Glücksteine und Amulette keine Seltenheit in Europa sind, und daß der Okkultismus und Spiritismus immer weitere Volkskreise erfaßt und oft zu grotesken Formen führt.

Der Schwarze Afrikas weiß um diese Tatsachen, und wer es noch nicht weiß, dem bringt es heute oder morgen bestimmt einer jener verantwortungslosen weißen Händler bei, der ihm in seinen Katalogen die Traumbücher, astrologische Auskünfte, das 7. Buch Mose, Wundermittel, Glücksteine und Patentmedizinen anpreist und ihn so mit der Magie der Weißen vertraut macht. Das moderne europäische Heidentum hält seinen Einzug in Afrika und sorgt dafür, daß die schon bestehende Verwirrung nur noch größer, nur noch toller und hoffnungsloser wird........

Vor Afrikas Jugend stehen drei Welten, fordernd, werbend, ihre Gefolgschaft erheischend: Der Atheismus und dahinter die Weltgefahr des Bolschewismus; der Islam als religiöse Bewegung und als politische Weltmacht; das Christentum mit seiner Botschaft vom Heiland der Welt und dem Skandalon — dem Kreuz. Das Ringen um Afrika und insonderheit um seine Jugend ist angebrochen.

Ich höre die Stimmen, die zu solcher Behauptung sagen, daß wir Afrika unter diesen Umständen verloren geben können und daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis die eine oder die andere der beiden erstgenannten Bewegungen diesen Erdteil erobert hat und beherrscht. Sie trauen dem Christentum nicht die Kraft zu, diesem Afrika den Weg zu zeigen und seinen Menschen Glaubensfundamente zu geben. Sie behaupten weiter, daß der Eingeborene auch gar nicht in der Lage sei, die Botschaft der christlichen Kirche zu verstehen, geschweige denn nach ihren Forderungen zu leben.

Die Spötter aber werden fragen: „Und welche der Kirchen, welche der Christentümer soll Afrika retten?“

Ihre Frage muß für die Christenheit ernste Mahnung zu Beugung und Buße werden, denn die Zerrissenheit der Kirchen und Missionen bedeutet auf den Missionsfeldern in besonderem Maße Schuld und Versagen. Wir können und dürfen diese Tatsache niemals übersehen oder gar ruhig darüber werden.

*

.... Es war am Ende einer Tagung von schwarzen Gemeindeältesten, die sehr ernsthaft verlaufen war und bei der die vielen Sorgen und Nöte der Kirchen und Missionen besprochen wurden. Es ging den Männern wie dem Wanderer, der vom langen Weg müde geworden ist und nun plötzlich wieder einen gewaltigen Berg vor sich sieht, so hoch, so steil, daß ihn die Angst überkommt, wie er das schaffen soll.

Und auch die Missionare und die Führer der eingeborenen Christen konnten nur mit Mühe ihr Zagen verbergen, das sie im Anblick von soviel Not und Sorge überfiel. Kleinglaube wollte sich einschleichen, wollte die Herzen bezwingen und lähmen. Die Stunde der großen Versuchung war da.

Ein alter Mann stand auf, ein schwarzer Christ, der schon oft in schweren Stürmen mit klarem Glaubensblick auf das Ziel geschaut und für sich wie für seine Gemeinde den Weg durch Nacht und Dunkelheit fand. Hoch aufgerichtet stand der Greis vor den Versammelten. Sein Kraushaar war weiß geworden in den vielen Jahren des Lebens, die hinter ihm lagen. Seine Stimme hatte nicht mehr schönen Klang, aber in seinen Augen lag der Glanz eines Schauens, das über die Welten und über die Zeiten geht.

„Meine Brüder“, sagte er, „ihr sorgt um die Zukunft der Kirche und der Sache Christi in Afrika? Ich sage euch, über Afrika ist die Sonne aufgegangen! Kann man aber die Sonne auch wieder zurückstellen, dorthin wo sie des Morgens am Horizont erschien? Ueber Afrika ist die Sonne der Gnade Gottes in Christus erschienen, und niemand wird sie wieder aus diesem Erdteil vertreiben können!“

Ja, über Afrika ist die Sonne aufgegangen! Durch das Dunkel der Wetterwolken und Stürme leuchtet die Sonne der Gottesgnade. In Afrikas Weiten und in den Herzen afrikanischer Menschen ist das Zeichen des Sieges aufgerichtet — das Kreuz.

Gottes Sonne leuchtet über Afrika! Gottes Gnade verschenkt sich auch hier in Fülle. Fordernd, zwingend, verheißend steht vor den weißen, farbigen und schwarzen Menschen auch dieses Erdteils der, an dem sich die Geister scheiden, den wir jubelnd bekennen, von dem wir Zeugnis geben und an dessen Wiederkunft und Endsieg wir glauben — Christus, der Herr.

Aus „Evangelischer Weg“.

Erlebt

Von G. Friesen, Gem, Alberta.

(Schluß)

Das Dokument, daß wir aufstellten und alle unterschrieben lautet wie folgt: 1. Im ersten Punkte des „Roten Treueides“ ist gesagt, daß wir den Ruf eines Kriegers der Arbeiter- und Bauern-Armee annehmen; dieses zu tun ist uns ganz unmöglich, weil ein Krieger ohne Gewehr undenkbar ist. Wir sind Krieger des Jesus Christus und kämpfen nicht mit dem Gewehr in der Hand, sondern mit dem Evangelium und mit der Liebe zum Nächsten, wider die Sünde. — 2. Im zweiten Punkte ist gesagt, daß wir uns verpflichten gewissenhaft das Kriegshandwerk zu erlernen, welches wir ebenfalls nicht tun können, weil es unser Gewissen und unser innerliches Leben, unsere teuersten Güter antastet und befleckt. Beschützen kann man nur mit dem Gewehr in der Hand. — 3. Wir werden allen Befehlen unserer Vorgesetzten Gehorsam leisten, sofern sie nicht unser Gewissen und unsere religiöse Ueberzeugung antasten. — Mit dem 4. Punkte sind wir einverstanden und mit großer Freudigkeit sind wir bereit an der Befreiung aller Werktätigen mitzuhelfen, aber nur auf dem Wege des wirtschaftlichen Aufbaues. 5. Zur Abwehr auftreten kann man nur mit dem Gewehr in der Hand, welches für uns unmöglich ist. — 6. Ein feierliches Versprechen der Treue werden wir ablegen, sobald wir vom Gericht einen Dienst angewiesen bekommen, der nicht mit Kriegsdienst verbunden ist, den wir dann in Ehren und gutem Gewissen verrichten werden und auf den ersten Ruf unserer Regierung sind wir bereit zu helfen ohne unsere Kräfte zu schonen. — — Es folgen 31 Unterschriften.

Am Abend dieses Tages kam ganz unerwartet ein Kamerad aus Pjatigorsk (von der Infanteriegruppe), um zu erfahren, was wir inbezug der Abgabe des Roten Treueides zu tun gedächten. Man stellte auch an sie die Forderung diesen Eid abzulegen. Sie waren in Not. Ihre Lage war weit schlechter als die unsere, weil sie in der Kaserne gemeinsam mit den russischen Soldaten lebten und die kleineren Vorgesetzten mit ihnen nicht viel Ausnahmen machen wollten. Sie hatten tagtäglich mit Worten zu kämpfen und waren fast müde. Man hatte sie schon ohne Weiteres für Sanitätsdienste verschicken wollen. Wir munterten ihn auf und gaben ihm eine Kopie unseres abgegebenen Dokuments über unsere Eidesformel. Auch sie fertigten solches an und dadurch wurde diese heikle Frage auch für sie gelöst. Gleichzeitig hatte er uns auch die Vorladung für den 1. März zum Gerichte gebracht. Endlich sollte unser weiteres Schicksal entschieden werden.

Am Morgen des denkwürdigen 23. Februar bekamen wir Nachricht, uns unverzüglich aus dem Speiselager Wurst zu holen, ½ Pfund auf die Person. Der große Feiertag begann. Zu den Paraden brauchte niemand von uns zu gehen. Wir sahen doch nicht salonfähig aus. Um 3 Uhr erschien der politische Kommissar mit dem Verwalter des Eßwarenlagers in unser Quartier, welches als Sammelplatz unserer Gruppe galt, und brachte uns die Geschenke des Chefs der Artillerie. Jede Abteilung in der Armee hat so einen Chef oder Patron, irgend ein Geschäft oder bürgerliche Organisation, der an solchen wichtigen Tagen jedem Rotarmisten dieser Abteilung ein Geschenk geben muß. Diese Einrichtung sollte die Armee mit der Zivilbevölkerung mehr verbinden. Andererseits sollten die Rotarmisten ihre Vorzugsstellung im sozialistischen Aufbau fühlen. Sie wurden besonders geehrt. Die genannten zwei Heeren, besser Towarischtschi fühlten sich selber sehr geehrt, uns persönlich diese Geschenke austeilen zu dürfen: ein Stückchen Seife, Leinwand zu einigen Taschentüchern, 2 Bogen Papier und 2 Briefumschläge, einen Bleistift, usw. Sie sprachen sehr freundlich zu uns über unsere Blindheit und Beschränkung, daß wir noch an einen Gott glauben und so religiös seien. Um einige Zeit, wenn wir erst mit dem Licht der Lehre Lenins durchleuchtet sein würden, würde sich unsere Gesinnung schon ändern; sie würden uns dieses Licht eingießen. Alle Rotarmisten gehen nach Schluß des Dienstes befreit von allen Vorurteilen und religiösen Duseleien des Dorfes zurück in die Heimat. Nachdem wir uns mit einem Händedruck für die Geschenke bedankt hatten, gingen sie. Beim Verteilen dieser Liebesgaben hörte man einen sagen: „Na, se een Schneppeldoak kaft he mi noch nich!“ — Das war richtig und drückte so ziemlich die Gesinnung aller aus. Uns waren die salbungsvollen Worte der Leninsjünger nur durchs Ohr gegangen. Wir waren nur froh zur Seife, konnten wir doch nun unsere Wäsche gescheit waschen. In letzter Zeit hatte man uns auch gar nicht mehr zu den politischen Uebungen gerufen, sie hatten in uns eben sehr unaufmerksame Schüler.

Das Gericht am 1. März sollte nicht allein unsere Gruppe, sondern auch die Infanteriegruppe aburteilen. Die Kommissare hatten die ganze Instanz schon derart beeinflußt, daß es jedem klar war, daß wir für den Sanitätsdienst bestimmt werden würden. Die Infanteriegruppe durfte nicht einmal die Gerichtssitzung abwarten und wurde am 24. Februar nach Wladikawkas ins Hospital abtransportiert, wo sie auch bis zu ihrer Entlassung, Mai 1924 dienten, außer einigen, die Krankheits halber heimgingen. Einer starb daselbst an Malariafieber, wurde feierlich bestattet. — Das Gericht am 1. März brach an. Br. C. De Fehr, unser Vertreter kam nicht, aus Gründen, die wir bis heute nicht wissen. Das bedrückte uns. Wir baten Br. Kuschnerow, der unserthalben schon strenge beobachtet wurde. Das Gericht lehnte ab, erklärte, daß sie dort selbst für einen Vertreter gesorgt hätten. Er wurde uns vorgestellt: Genosse Sugak, auch einer von euch Gläubigen! Ja, er war einmal Glied der Baptisten gewesen, doch wegen ungebürlichen Lebenswandels ausgeschlossen worden. Ihn konnten die Roten brauchen, besonders darum, weil er den Gemeindebau und die Lehren der Gläubigen kannte; jetzt hielt er es mit den Kommunisten. Dieser Mann hatte auch die neuen Richter, die schon aus dem Proletariat waren, bearbeitet und auch die Frageweise bestimmt, sie sollten doch etwas biblisch anklingen. Der Richter, ein junger Mann, hatte noch nie mit solchen Sachen zu tun gehabt. Er verstand wohl zu fragen, aber er hatte keine Idee von der Bibel oder sonst religiösen Fragen, diese sinnlosen Fragen hätte auch der beste Teologe nicht beantwortet. Seine Gehilfen waren ein Wanjka aus dem Norden (ein Kazap — Spottname für Großrussen) und ein Weib, vielleicht eine gewesene barmherzige Schwester. Jeder sollte für sich selbst sprechen, eine Stellvertretung wurde nicht zugelassen. Unser Verkläger, ein Kommissar der Division, waltete seines Amtes. Das ganze Verhör dauerte 5 Stunden. Die wenigsten konnten auf jene Fragen antworten, doch zeigte sich auch Mangel an Kenntnis der Heiligen Schrift, sowie der menn. Grundsätze. Unser Genosse Sugak, der Verteidiger sprach wenig, von einem Helfen konnte keine Rede sein. Er führte manchen noch tiefer hinein. Br. Kuschnerow, der als Zuhörer anwesend war, wurde mitten in den Verhandlungen aus dem Saale gewiesen. Nach dem Verhör berieten die Richter quasi 45 Minuten und kamen dann mit dem Urteil: Den aktiven Militärdienst für die ganze noch restliche Zeit des Dienstes mit dem Sanitätsdienst zu ersetzen, wobei die Hospitäler mit ansteckenden Krankheiten vorzuziehen sind. — — Dem Sugak wurde für seine Dienste auf Anordnug des Gerichts 30 Rubel ausgezahlt.

Unser Los war gefallen. Es hätte schlimmer werden können, wir hatten wieder Grund auf der Heimfahrt nochmals: „Nun danket alle Gott“, und „Nimm Jesu meine Hände“ zu singen. Die Versetzungen kamen nun schnell: 10 Man nach Rostow und 20 nach Wladikawkas laut Anforderung von dort. Das Los entschied für jeden den Platz. Am 8. März ging die Rostowgruppe, am 9. die andere. P. Neufeld und ich sollten noch da bleiben. Der erste war verschollen, er lebte zu Hause in Verstecken hier und dort. So blieb ich allein in Essetuky. Man wußte scheinbar nichts mit mir anzufangen, wollte mich gerne wieder in der Kanzelei verwenden, doch ich bat um Versetzung in ein Hospital. Diesbezüglich wollte man höheren Orts anfragen und bat mich auszuhelfen, bis die Antwort käme, weil in der Kanzlei viel Arbeit vorlag. Ich blieb. Bei dieser Arbeit stieß ich von ungefähr auf die ganze Korrespondenz, die man höheren und höchsten Orts unsertwegen geführt hatte. Alle unsere unterschriebenen Absagen usw., waren durch viele Hände der gesetzgebenden, wie auch strafenden Instanzen, der Heeres- und der Zivilgewalt des roten Paradieses gegangen. In den Resolutionen, die meistens schräg über die Dokumente mit roter Tinte geschrieben waren, hieß es oft: „bestrafen“; „dem Revolutionstribunal übergeben“ und so weiter. Die hellsten Wutausbrüche taten sich in manchen Worten kund. Alles dieses war nicht ausgeführt worden.... ich erkannte die bewahrende Macht Gottes, die die ganze Zeit über uns gewacht hatte. Die Gebete unserer Väter und Mütter daheim haben sicher gestützt, daß wir in allen Leiden den Namen des Herrn rühmen durften, und auch, daß niemand von uns in allen diesen Kämpfen sein Leben lassen durfte. — Den 6. April wurde ich hier entlassen mit der Order, mich dem Hospital in Pjatigorsk zur Verfügung zu stellen. Hier traf ich mehrere Kameraden, die einzeln auch hierher beordert waren. Später kamen noch mehr hinzu, infolge von Auflösungen anderer Lazarette und Verschmelzung mit unserem ständigen Hospital. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit bekamen manche von uns Vertrauensposten. Mit dem Oberarzt und auch mit dem Kommissar standen wir auf gutem Fuße. Man schätzte unsere Treue, Gewissenhaftigkeit und Reinlichkeit. Nur noch einmal gab es eine Auseinandersetzung mit den Behörden. Alle Dienenden sollten abwechselnd Nachtwache bei den Warenlagern halten. Wir widersetzten uns nicht, aber sagten klar heraus, daß wir dazu nicht die Waffen nehmen würden. Es war ihnen lächerlich, aber später bewunderten sie unsern Muk, in finsterer Nacht allein auf Posten ohne Gewehr zu stehen, doch sie legten uns keinen Zwang auf. Später kamen wir auch davon frei. Unser Bestand wechselte: manche durften krankheitshalber nach Hause fahren, fünf mußten zurück ins Infanterieregiment, wo sie in den wirtschaftlichen Abteilungen als Schuster, Pferdeknechte und andere Berufe ihre Zeit zu Ende dienten. Als die 37. Division im August 1923 Pjatigorsk verlassen mußte und nach Smolensk an die Westgrenze Rußlands, Polen gegenüber, Sellung nehmen, gingen auch sie mit. Ihre Lage war nicht so übel, doch fühlten sie sich sehr einsam. —

Unserer 7 blieben wir in dem Hospital bis zum Ende unserer Dienstzeit. Am 2. Juni 1924 durften wir in die Heimat fahren. Diese Heimat war für viele keine Heimat mehr. Sie blickten in der Heimat hin über das große Meer nach Westen. Am 23. Juni verließ der erste Transport, in welchem auch meine Eltern waren, aus der Moltschna, diese alte fremd gewordene Heimat. Erst 2½ Jahre später kam ich nach Canada. Der Gott aller Gnade hat mit mächtiger Hand immer wieder gerettet trotz menschlicher Schwachheit und Ohnmacht. Ihm alle Ehre!

Und sollten einige jener Leidensgenossen diese Zeilen lesen, seid herzlich gegrüßt. Preist den Herrn und verküdiget sein Tun — auch durch Mitteilungen.

Lebensversicherung

Was ist Lebensversicherung?
Eine Fürsorge für deine liebsten Angehörigen nach deinem Tode.

Wie entstand sie?
Vor mehreren Jahrhunderten aus dem Bedürfnis der Väter im Falle eines frühen Todes ihre Familien nicht ohne ihr materielles Fortkommen auf weiter Welt zu lassen. Gesellschaften schlossen sich zusammen und boten Garantien aus, daß wenn jemand jährlich eine bestimmte Summe zahlte, diese Gesellschaft seiner Familie nach seinem Tode eine bestimmte Aushilfe geben würde.

Wie wird sie heute gehandhabt?
Verschiedene Garantien werden von Versicherungsgesellschaften gegeben: alle unter dem Hauptgedanken: Auf Grund Deines gegenwärtigen gesunden Zustandes und der allgemeinen Sterblichkeit der Menschen in Deinem Alter; und auf Grund Deines Versprechens, jährlich eine bestimmte kleine Summe zu zahlen, verpflichtet sich die Gesellschaft nach Deinem Tode Deinen Angehörigen eine große Summe oder monatliche Unterstützung zu geben.

Ist die Garantie absolut sicher?
Canadische Gesellschaften, die einen „Life Insurance Charter" haben, müssen bei der Regierung einen großen Reserve-Fond einlegen, und sind deshalb so sicher, wie unsere Dominion-Regierung.

Wer darf sich versichern lassen?
Gesunde Menschen jeglichen Alters.

Wer sollte sich versichern lassen?

1. Familienväter, die ein Verantwortungsgefühl gegen ihre Familie haben; besonders solche, die wirtschaftlich nicht zu gut gestellt sind, damit die Ihrigen nicht gleich nach ihrem Tode einem Zweige der Volkswohlfahrt anheimfallen.
2. Junge Leute, weil die jährliche Zahlung viel niedriger ist und sich das Geld durch die Jahre verzinsen kann.
3. Eltern dürfen Minderjährige versichern, um sie sparen zu lehren und somit ein Gefühl von Selbständigkeit beibringen, ihre eigenen Sachen selbst zu verwalten.
4. Jünglinge, die jährlich etwas beiseite legen können und ein selbständiges Heim zukünftig erbauen wollen.
5. Selbständige Jungfrauen können sich unter einem Pension-Plan für ihre Unabhängigkeit in Zukunft vorbereiten.
6. Professionelle: Lehrer, Krankenwärterinnen, Aerzte usw. nach einem Plan, der den Ihrigen eine monatliche Versorgung bietet. (Family Income Plan).

Wie hoch sollte man versichern?
Nicht mehr als man jährlich für diesen Zweck beiseite setzen kann und möchte.

Ist mein Geld verloren, wenn ich in einem Jahr nicht zahlen kann?
Nein, von Jahr zu Jahr steht hinter Deiner Summe ein Barwert. Wende Dich an Deinen Vertreter um Erklärung.

Wo soll ich mich versichern lassen?
Bei einem Vertreter (Agent), dem Du volles Vertrauen entgegenbringen kannst. Er kann Dir auch raten, welchen Plan zu wählen.

Beispiel:
Aus dem Bericht eines Mannes, der noch lebt und im Jahre 1883 eine „20-Pay Life Policy" auf $1000.00 herausnahm und zwar mit folgendem Resultat:

Sein Alter war damals 26. Er zahlte jährlich $25.20. Insgesamt ohne Dividenden in 20 Jahren $421.00
Seit 1904 erhielt er weitere Devidende, insgesamt $394.00

Kostet ihm also netto nur noch 27.00
Der Barwert dieser Policy ist jetzt $847.00

Diese Zahlen sagen viel: 1. Obwohl er jährlich nur eine kleine Summe aufsparte, hatte seine Familie doch den Schutz von $1000.00 für den Fall, wenn ihr Ernährer gestorben wäre. 2. Seine $421.00 haben sich inzwischen auf $1241. verzinst, also beinahe verdreifacht. Er hat also etwa 3½ Zinsen an sein Geld erhalten, neben der Versicherung.

Diese Zahlen sind nur ein Beispiel und können nicht als Garantie betrachtet werden, wenn jemand aber interessiert wäre, bitte sprechen Sie vor, oder schreiben Sie um einen Plan, der Ihren Bedürfnissen entspricht, zugleich ihr Alter und Beruf angebend, welches, wie auch anderes persönlich Geschäftliche im Vertrauen gehalten wird unter zuverlässiger und prompter Bedienung.

C. J. Funk,
Winkler, Man.

(Anzeige).

Unsre Einstellung zur Reiseschuld.

(Schluß von Seite 7)

daß sich niemand von uns in Sachen der Abtragung unserer Reiseschuld zurückziehen darf. Wenn heute noch viele Tausende von Dollars auf unserer Rechnung unbezahlt stehen, so ist das im besonderen auf unsere falsche Einstellung dieser Schuld gegenüber zurückzuführen. Wie dem nun auch sein mag: ob der Schuldner selbst, oder sein Freund, sein Nachbar, die Ansiedlung, die Gemeinde oder — wie manche sagen — die Board selbst daran Schuld hat, — eins kann mit Bestimmtheit gesagt werden: bei jeder ungetilgten Reiseschuld liegt Versäumnis und Sünde vor. Sollte im Verlauf von 10—15 Jahren nie eine Möglichkeit gewesen sein, etwas, und wenn auch wenig davon zu bezahlen? Uns geht es wie jenem Mann, der ohne hochzeitlich Kleid hereinkam und auf die Frage: „Freund, wie bist du hereingekommen?" — verstummte..

Aelt. Töws ist auch heute noch immer die vor der C.P.R. verantwortliche Person für unsere Reiseschuld. Bei dem Gedanken an seinen mehrfach ausgesprochenen Wunsch, doch noch vor seinem Tode den letzten Dollar unserer Schuld an die C.P.R. abzuzahlen, gesellt sich zu unserm Schamgefühl noch die große und drückende Sündenschuld des — Treubruchs ihm und Gott gegenüber.

Ich erinnere mich hier einer Geschichte aus einem Schulbuch. In einem dürren und heißen Sommer, wo kein Grün und keine Saat zu finden war, saßen zwei Spatzen traurig da und waren dem Hungertod nahe. Endlich sagte der Stärkere von ihnen: „Ich will alle meine Kraft zusammennehmen und für uns etwas Nahrung suchen." Er flog davon und fand nach längerem Suchen auf einem Bäumchen einige reife Kirschen. „Gott Lob und Dank!" sagte er, „gerettet ist mein Bruder und ich." Er aß und aß und wollte schon mit einigen Kirchen im Schnabel zu seinem zurückgelassenen und mit dem Tode ringenden Bruder fliegen." Aber, ach nein, ach nein: ich bin selbst noch zu schwach und muß mich erst weiter stärken. Vor Müdigkeit schlief er ein. Als er erwachte, war es schon dunkel geworden und er mußte den Morgen abwarten. Beim Morgengrauen machte er sich auf den Rückweg und fand seinen Freund und Bruder — tot. Zu spät!

Die Board könnte uns Hunderte von Briefen vorlegen, in denen wir angesichts der schrecklichen Not in Rußland um Hilfe flehen und in denen wir das Allerbeste zu tun versprachen. Haben wir es getan? „Wer mein Brot ißt, tritt mich mit Füßen!"

Wie wird sich unser passives Verhalten zu dieser so schweren Last einmal auswirken, falls es noch einmal zu Wanderungen kommen sollte? Sind wir dann noch kreditfähig? Werden wir dann ebenso wie unsere Brüder der 70-ger Jahre als treu und aufrichtig angesehen werden?

Wollen dem guten Beispiel der andern Provinzen, vornehmlich in Ontario, folgen, und Gottes Segen wird uns begleiten und helfen.

— **Rom.** **Ungarn hat sich als** Ergebnis der Unterhandlungen zwischen den italienischen u. ungarischen Ministerpräsidenten und Außenministern bereit erklärt, mit der Achse Berlin-Rom zusammenzuarbeiten, wie mitgeteilt wurde.

In einer offiziellen Mitteilung nach ihrer Abfahrt wurde erklärt, daß Mussolini und Teleki „die Absicht der beiden Nationen, die Ziele der Gerechtigkeit und des Friedens, die durch die Achse Berlin-Rom festgelegt wurden, durch harmonische Zusammenarbeit zu erreichen, von neuem bestätigt haben."

— **Washington, D.C.** Kriegssekretär Harry Woodring gab bekannt, daß Charles A. Lindbergh zum aktiven Heeresdienst zurückkehrt, um Maßnahmen zur Erweiterung des äronautischen Versuchswesens zu studieren, die im Rahmen des Ausbauprogramms der Luftwaffe durchgeführt werden sollen. Lindbergh ist Oberst der Reserve und kann auf Anforderung des Kriegsministeriums zum aktiven Dienst einberufen werden. Wie verlautet, wird Lindbergh dem Chef der Luftwaffe, General Arnold, zugeteilt. Er wird alle äronautischen Versuchseinrichtungen im Lande einer eingehenden Prüfung unterziehen. Nach Vollbringung dieser Aufgabe kehrt er ins Privatleben zurück.

— **Ottumwa, Ja.** Ein Vater und fünf von seinen Kindern fanden hier den Tod in den Flammen als ein kleines Wohnhaus in einem Residenzdistrikt der Stadt von einem Feuer zerstört wurde.

Den baltischen Märtyrern zum Gedächtnis.

Von Bischof D. Poelchau, Riga

Mit den deutschen evangelischen Gemeinden des Baltenlandes gedenken wir in diesen Wochen der 20jährigen Wiederkehr jener Tage, da im Baltikum die bolschewistische Schreckenszeit begann und die baltischen Märtyrer ihr Leben hingaben. Zum Gedächtnis an jene Blutzeugen des Evangeliums veröffentlichen wir den folgenden Beitrag von Bischof D. Poelchau-Riga, dem geistlichen Leiter der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden in Lettland.

Die Zeugenschaft der Märtyrer ist immer vom Geheimnis umwittert, und grübelnder Verstand dringt niemals in ihre verborgenen Tiefen ein. Als evangelische Christen lehnen wir es ab, unsere Blutzeugen mit dem Namen der Heiligen zu schmücken. Aber es wandelt uns Ehrfurcht an, so oft wir ihrer gedenken.

Als ich im Jahre 1894 vor dem Livländischen Konsistorium die Kandidatenprüfung ablegte, da sagte uns bei der Entlassung der Generalsuperintendent Friedrich Hollmann: „Wer heute in den Dienst der Livländischen Landeskirche tritt, der zieht in den Krieg. Und da wird geschossen." Bildlich war damals dieses ernste Wort gemeint, und bildlich wurde es von uns verstanden. Längst schon verfolgte der Zarismus die evangelisch-lutherische Kirche im baltischen Gebiet. Amtsentsetzung, Gefängnis und Verbannung waren für die baltischen Pastoren bereits etwas Alltägliches geworden. An Blut und Leben aber war es noch nicht gegangen. Die Zeit stand noch bevor, da jenes Wort unseres Oberhirten prophetische Bedeutung gewinnen und sich buchstäblich erfüllen sollte.

Bereits während der revolutionären Wirren der Jahre 1905 und 1906 sind drei livländische und zwei kurländische Pastoren um ihres Amtes und ihres Glaubens willen in den Tod gegangen. Dann ward der Kirche und der Pastorenschaft eine mehrjährige Atempause geschenkt. Aber mit dem Beginn des Weltkrieges setzte eine neue Verfolgung ein, die sich gegen alles, was deutsch und evangelisch war, richtete. Viele baltische Pastoren sind damals, zumeist auf Grund leichtfertigster Denunziationen, in die inneren Gouvernements des russischen Reiches und in entlegene sibirische Dörfer verbannt worden und haben unsagbar Schweres erdulden müssen. Und dann ergoß sich die rote Flut über das Baltenland. Bolschewistische Mordgier hatte das Heft in Händen und richtete ihre Wut gegen die Kirche und ihre Diener. Im ganzen Lande wurden die Gemeinden zu hirtenlosen Herden, weil die Pastoren teils gefangengesetzt, teils vor dem Ansturm ihrer Widersacher nach Riga geflohen waren. Und hier in der Hauptstadt des Landes sind vor allem die Blutopfer um des Glaubens willen gebracht worden.

Was war es denn, was sie ihrem schaurigen und doch von Herrlichkeit umleuchteten Ende entgegenführte? Gesucht hat kein einziger von ihnen das Martyrium. Läßt man ihre Bilder sinnend an sich vorüberziehen, so sind es ganz wenige, die schon in ihren Erdentagen den Eindruck erweckten, als wären sie aus dem Holze gemacht, daraus Gott seine Märtyrer schnitzt. Bei den meisten schien der menschlich-heldische Einschlag vollkommen zu fehlen. Aber was sie alle geadelt hat, das war die Treue. Sie haben sich führen lassen von ihres Gottes Hand. Er hat sich die unter ihnen ausersehen, die um seines Namens willen den Tod erleiden sollten, während an anderen, die doch ganz in der gleichen Lage waren, der Kelch vorüberging. Aber weil sie sich ihrem Gott in Gehorsam ergeben hatten, darum haben sie auch in mannhafter Tapferkeit erdulden können, was über sie verhängt ward. Soweit wir von ihrem Sterben wissen, hat nicht ein einziger sich klein und schwach gezeigt. Ja, noch mehr. Bis in den Tod hinein haben sie alle mit großer Kraft Zeugnis abgelegt von dem, der ihres Lebens Stärke und ihres Sterbens Trost war. Als die Gebundenen des Herrn haben sie noch in den Kerkern des heiligen Amtes gewaltet, haben ihre Zellengenossen täglich um das Evangelium gesammelt, haben sich mit ihnen im Gebet vereint und haben ihnen, wie die Ueberlebenden noch heute dankbar berichten, einen Segen vermittelt, der unverlierbar ist. Und in der Stunde des Todes haben noch viele von ihnen den Mund zu kräftigem Bekenntnis aufgetan. Wenn der greise Propst Schlau in Erwartung der tödlichen Kugeln so herzbeweglich für seine Mörder betete, daß auch diese verhärteten Gemüter hernach nur mit Scheu und Ehrfurcht davon reden konnten, wenn der jüngste von den Märtyrern, der eben erst ordinierte Pastor Wilhelm Grüner, unter dem Gesang von Glaubensliedern zum Richtplatz zog und den Tod empfing, so ist hier das Evangelium in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit von den Sterbenden bezeugt worden. Rechtes Martyrium ist immer von Gott gewollt und von Gott gesandt. Rechtes Martyrium ist immer Bekenntnis und Zeugnis bis in den Tod.

In dieser doppelten Erkenntnis aber liegt bereits beschlossen, daß niemand von uns die Zahl der baltischen Märtyrer genau bestimmen, niemand ihren Kreis mit Sicherheit umschreiben, niemand ihre Namen lückenlos aufzählen kann. Die Pastoren, die um ihres Amtes willen als Verkünder des Evangeliums getötet worden sind, tragen nach menschlichem Ermessen alle die Krone der Märtyrer. Aber unter den Tausenden, die in jener Schreckenszeit gleich ihnen hingemordet wurden, mögen viele gewesen sein, die gerade durch ihr unverhohlenes Bekenntnis zum Evangelium die Wut der Feinde gereizt und sterbend noch Bekennertreue bewiesen haben. Gott der Herr kennt sie alle und hat sie alle mit der Krone des Lebens gekrönt.

Bei uns aber bleibe ihr Gedächtnis in Segen! Die baltische Erde ist wundersam geheiligt und geweiht durch das Zeugenblut, das vor zwanzig Jahren auf ihr geflossen ist. Nicht nur der Märtyrerstein auf dem großen Stadtfriedhof in Riga gibt davon Kunde. Zahllose Straßen führen durch Stadt und Land, auf denen die Todgeweihten ihren letzten Erdenweg gegangen sind. An den Mauern der Kerkerzellen und der Gefängnishöfe sind die Seufzer der Sterbenden und die Gebetsrufe der überwindenden Seelen verhallt. Unsere Altäre verkünden in stummer Eindringlichkeit die Greuelszenen jener Stunden, da von ihnen fort die Diener am Worte in die Gefangenschaft gerissen wurden, und manche schlichte Stube ist geweiht durch die Erinnerung an die brutale Verhaftung derer, die man aus ihnen zu Leiden und Tod führte. Wir sind auf Schritt und Tritt umringt von leiser und doch tief eindrucksvoller Mahnung an Großes, das mitten unter uns geschah. Hier sind vor zwanzig Jahren Glaube und Evangelium Güter gewesen, um die man freudig und fröhlich in den Tod ging. Hier hat Menschenbosheit und alle Erdenmacht versagt vor der Kraft dessen, der in den Schwachen mächtig ist. Hier hat, als Menschen im Tode verstummten, Gott der Herr geredet, und als Menschen zu unterliegen schienen, Gott der Herr gesiegt.

Zwanzig Jahre sind seitdem dahingerauscht. Zeit und Umwelt haben ihr Gesicht wieder und wieder verändert. Neue Fragen sind aufgebrochen und haben die Menschen und die Völker aufgewühlt bis in die Tiefen ihres Wesens. Fast will es scheinen, als stünde das Geschlecht von heute den Geschehnissen des Jahres 1919 verständnislos gegenüber. Und doch kann Größeres niemals geschehen, als daß die Kraft und Herrlichkeit des lebendigen Gottes an Menschenkindern und durch Menschenkinder offenbar wird. Wohl dem Volke, das das erleben durfte. Wehe dem Volke, das die Zeit seiner Heimsuchung vergißt und ihrer unwert wird. Gott schenke es den baltischen Landen, daß aus dem Blute ihrer Märtyrer fort und fort neues Leben aufsprießt. Gott schenke es Seiner Kirche in aller Welt, daß Kampf und Sieg, die hier in der Verborgenheit geschahen, auch ihr zu einem Segen werde, der ihr unvergängliche Frucht trägt.

Passion im Osten

Erinnerungsblatt an die baltischen Märtyrer

Von Max Wedemeyer

Die Leidenszeit der baltischen Märtyrer, die vor 20 Jahren mit der roten Welle des Bolschewistenterrors über dem Baltikum hereinbrach, hat Max Wedemeyer in einer ergreifenden und spannungsreichen Erzählung gestaltet. Aus seinem von der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg, herausgegebenen Buch „Passion im Osten" greifen wir hier eine Szene heraus, die uns einen ergreifenden Höhepunkt zu Beginn der Leidenszeit schildert: die Rigaer Pastoren entscheiden sich beim Herannahen der roten Horden zum treuen Ausharren in ihren Gemeinden, indem sie den bequemen Ausweg einer Flucht in das Reich ablehnen.

Es war im Januar 1919. Bolschewistische Revolution. Irgendeine Stadt im Baltikum. Ein dunkler, kalter Januarmorgen. Um fünf Uhr richtet Pastor Sturm sich horchend im Bett auf. Mit dem Klopfen an der Tür, das er deutlich vernommen hat, ruft ihn ein Bote für eine Stunde später zu einer plötzlich angesetzten Pfarrerzusammenkunft. Der Bote berichtet mit hastigen Worten: die deutschen Truppen hätten sich befehlsgemäß zurückgezogen, die englischen Kriegsschiffe, die seit Tagen unter Dampf liegen, seien stillschweigend abgefahren, die heldenmütige baltische Landwehr stehe gegenüber dem übermächtigen Feinde vor dem Zusammenbruch. In wenigen Stunden werde der Bolschewismus die Stadt überfluten!

Diese Wendung der Dinge war längst zu erwarten, aber nun, da sie Tatsache werden soll, setzt sich in Sturms Herzen für einen Augenblick eine lähmende Kälte fest. Schweigend steht er am Bett seiner Kinder und küßt die angstvollen Augen seiner Frau. Sie zwingt sich aber zur Ruhe und bereitet ihm in hausfraulicher Sorge den Kaffee.

In den dunklen Straßen geistert unheimliche Betriebsamkeit. In eiligem Marschtritt ziehen Soldaten vorüber, an den Hauswänden schleichen Verdächtig entlang, Türen werden zugeschlagen, und von Minute zu Minute mehren sich die Scharen der Flüchtlinge. Kampfeslärm dröhnt in der Ferne.

Angstvoll denkt Sturm an seine Familie, und er fühlt sich versucht, umzukehren und das Leben von Frau und Kindern in Sicherheit zu bringen. Aber er kehrt nicht um.

An einer Straßenecke, kurz vor dem Ziel, trifft er Propst Bronge. Sie geben sich fest die Hand. Es liegt bereits die Verbundenheit des gemeinsamen Kampfes in diesem Zugriff.

Bronge ist ein großer, schwerer Mann. Sein Schritt hallt von den Häusern wider. Sein Kinn erscheint in der Dämmerung unnatürlich weit vorgereckt. Es kostet ihn Mühe, die dröhnende Stimme zu dämpfen.

„Na, Bruder Sturm," sagt er, „jetzt geht es also los! Die Kugeln, die uns umlegen sollen, stecken wohl schon im Lauf."

Surm atmet innerlich auf, als er Bronge so unberührt findet. Er weiß, was sich hinter der Ironie dieser Worte verbirgt: Unbeugsamkeit. Er ist mit Bronge in Sibirien gewesen.

Vor ihnen, jenseits eines weiten Platzes, schwarz gegen den düsteren Himmel, reckt sich die Kirche auf, durch deren Sakristeifenster matte Helligkeit schimmert. Bronge und Sturm sind die letzten. Die übrigen Amtsbrüder und eine Anzahl Gemeindeführer aus Laienkreisen sind bereits da. Die Männer stehen in kleinen Gruppen beieinander und reden leise und erregt.

Auf dem kleinen Altar brennt eine Kerze. Sie flackert beim Oeffnen der Tür und wirft einen unruhigen Widerschein des Kreuzes an die Wand. Erst als Bronge die Tür ins Schloß drückt, stehen Flamme und Kreuzesschatten wieder ruhig. Es ist eisig kalt. Der Atem steigt auf wie Nebel.

Alle blicken auf Bronge. Er nimmt die Bibel, schlägt sie in der Bergpredigt auf und liest: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihrer. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen!“ Er hält einen Augenblick inne und sagt dann in seiner einfachen Art: „Seht, meine Brüder, jetzt ist dieses Wort auch für uns Ereignis geworden. Bis jetzt war es eine allgemeine Wahrheit, nun ist es unsere letzte Wirklichkeit. Ihr wißt, wie die Dinge liegen: nach menschlichem Ermessen nämlich hoffnungslos! Ich darf euch deshalb nicht verschweigen, daß jetzt und in der nächsten Stunde noch die Möglichkeit zur Flucht besteht. Noch können wir das Kreuz abwerfen und das Leben — oder besser — dieses Leben retten. Wer wollte den verurteilen, der es tut? Für mich persönlich ist es allerdings keine Frage, daß ich bleibe!“

„Aber unsere Frauen und Kinder....!“ sagt einer.

In aller Brust tobt der Kampf.

„Eins dürfen wir nicht vergessen“, sagt Bronge, „wir sind alle in des Herrn Hand, alle, alle, auch unsere Frauen und unsere Kinder. Er schenkt uns das Leben, auch wenn wir sterben müssen!“

„Aber hat unser Sterben einen Sinn?“ fragt wieder jene leise, leidenschaftslose Stimme.

„Hatte denn Christi Sterben am Karfreitag einen Sinn?“ fragt Sturm dagegen. „Doch erst dann, wenn wir um seine Auferstehung zu Ostern wissen!“

Alle schweigen. Alle harren der Kraft, die von oben kommt.

Doch Bronge reißt sie in die Wirklichkeit zurück. „Wenn wir fliehen“, sagt er, „bleiben die Gemeinden in ihren schweren Stunden ohne Hirten. Die meisten können nicht mehr fliehen. Dazu ist es zu spät!“

„Dann bleiben wir!“ ruft Sturm entschlossen. Sogleich erschrickt er aber vor dem Gedanken, andere durch seine Verpflichtung zu zwingen, und fügt leiser hinzu: „Das heißt, ich bleibe, ich....!“

Bronge blickt forschend jeden einzelnen an. Dann wird ihm plötzlich das rechte Wort gegeben: „Wir wollen beten!“ sagt er und beginnt langsam zu sprechen: „Vater unser, der du bist im Himmel....“

Und es geschieht, daß die Männer ihre Not vor das Angesicht Gottes tragen. Und der Herr handelt an ihren Herzen. Als Bronge schweigt und das Gebet noch wie eine Brücke den Abgrund zwischen Gott und Menschen überspannt, fällt in der Seele dieser Männer eine Entscheidung, die stummes, unbekanntes, furchtloses Heldentum gebären muß: sie wollen bleiben, alle, Mann für Mann, und — wenn es gefordert wird — Hab und Gut, Familie und Leben einsetzen für ihr Deutschtum und ihr Evangelium, für diese beiden Urmächte, aus denen sie von Vätern und Vatersvätern her geworden sind!

„Wenn es aber so wird wie in Rußland?“ fragt der Zweifler.

„Es wird so werden!“ antwortet Sturm.

„Du kannst doch noch gehen!“ ruft einer.

„Nein, nein,“ erwidert die zagende Stimme, „es geschehen auch an den Schwachen die Zeichen Gottes!“

Stille.

Dann ist Bronges starke Stimme wieder da: „Wir müssen unsere Aufgabe so verstehen,“ sagt er, „als ob wir Soldaten wären. Das heißt: niemand darf sein Leben ohne Not aufs Spiel setzen. Wenn es sein muß, dienen wir den Gemeinden aus der Verborgenheit. Hauptsache bleibt, daß wir dienen! Hüten wir uns vor einer Tapferkeit, welche die Grenze zur Selbstvernichtung überschritten hat. Wir wollen leben, und erst sterben, wenn unser Tod zum Saatkorn neuen Lebens wird!“

Seine nüchterne Art rückt alle Ueberspannung wieder zurecht. Sturm fühlt es beglückt aus jedem Händedruck, mit dem diese kleine Gemeinschaft beim Auseinandergehen ihre Verschworenheit besiegelt. Dieses Empfinden verläßt ihn auch nicht, als er durch den grauen Morgen nach Hause eilt. Nach den Wochen zermürbenden Wartens ist endlich die Entscheidung gefallen.

—Gemeindeblatt.

D. Traugott Hahn.

Nun jährte sich am 14. Januar dieses Jahres schon zum 20. Mal der Tag, an dem in der alten deutsch-baltischen Universitätsstadt Dorpat der Theologieprofessor D. Traugott Hahn von den Bolschewisten erschossen wurde. Er war ein Pfarrerssohn; mit 9 Geschwistern ist er aufgewachsen. Nach dem Schulbesuch in Reval und Petersburg studierte er in Dorpat und Göttingen evangelische Theologie. Im Jahre 1901 berief die Universitätsgemeinde Dorpat den erst 27jährigen Pfarrer zu ihrem Prediger. Altem Recht nach wurde Traugott Hahn zugleich Professor an der theologischen Fakultät. Während der Revolution des Jahres 1905, die zugleich eine Entladung des Hasses gegen alles Evangelische und Deutsche war und in den bitteren Jahren des Weltkrieges hielt Hahn mutig auf seinem Posten aus. Am 24. Februar 1918 rückten dann endlich die ersten deutschen Truppen in Dorpat ein. Aber bald erzwangen die Feindesmächte den Wiederabzug der deutschen Soldaten; nun ging es für das evangelische Deutschtum in Dorpat um die Frage: dableiben oder fortziehen? Der Bolschewismus hatte sein Haupt erhoben. Da schrieb Hahn an seinen Bruder, der sich in gleicher Lage befand: „Ich habe eine Furcht für mich und andere, daß wir nur ja nicht unter Johannes 10, 13 fallen. (Der Mietling, der nicht Hirte ist, sieht den Wolf kommen und verläßt die Schafe und flieht.) Ich glaube, wir werden es vor dem Herrn der Kirche sehr ernst zu verantworten haben, wenn wir unsere Posten, die doch seine Posten sind, räumen.“ — In den nun folgenden furchtbaren Bedrängnissen hat Traugott Hahn unbeweglich und treu vor seiner Gemeinde gestanden. Die Bolschewisten rückten in Dorpat ein, die Kirchen wurden geschlossen oder zerstört, die Pfarrer verfolgt. Hahn predigte bald da, bald dort, in seinem oder anderen Häusern. Aber am 5. Januar 1919 wurde er gefangen und ins Gefängnis geworfen, zusammen mit dem orthodoxen Bischof Platon, baltischen Edelleuten und vielen anderen Deutschen. — Was bolschewistische „Gerichtsbarkeit“ ist, wissen wir zur Genüge. Beim letzten sogenannten Verhör sagte der Kommissar zynisch zu Hahn: „Für einen Pastor ist nichts mehr zu hoffen.“ Am frühen Morgen des 14. Januar 1919 kam eine merkwürdige Unruhe über die roten Machthaber. Ein Gefangener hatte aus ihren Gesprächen gehört: „Die Weißen kommen.“ — Ein Kommissar erscheint in der dichtgefüllten Zelle. Er ruft als ersten den Bischof Platon auf. Dieser muß ihm folgen. Unter den Zurückbleibenden atemlose Spannung. Da, unten im Keller ein dumpfer Knall.... Ein Zweiter wird aufgerufen; nach kurzer Zeit wieder der dumpfe Knall. So wird einer nach dem andern erschossen. Auch Traugott Hahn. — Eine Stunde später rücken die Weißen als Sieger ein. Die noch im Gefängnis befindlichen 300 Männer und Frauen sind gerettet. Unter dem furchtbaren Leichenhaufen im Keller fanden Freunde dann den Leichnam ihres Pfarrers. Das unbewegliche Antlitz kündete „Ich habe überwunden!“ — In dem Mordkeller zu Dorpat, der nun weihevoll ausgebaut ist, wird an jedem 14. Januar ein gemeinsamer Gottesdienst der evangelischen und orthodoxen Gemeinde gehalten. Auf dem Märtyrerstein der großen Stadtkirche zu Riga stehen die Namen aller 45 baltischen evangelischen Pfarrer, die um ihres Glaubens willen den Tod erlitten. Treue Hirten ihrer Gemeinden!

„Die Reformation.“

Zu freigebig?

Ein Geistlicher predigte einmal über das Wort: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele? Dabei sagte er auch, daß mancher seine Seele dadurch verlöre, daß er zu freigebig sei. Als er sah, daß die Zuhörer darüber über alle Maßen erstaunt waren, wiederholte er diese Worte feierlich und erklärte sie dahin: „Viele“, sagte er, „besuchen die Kirche, hören die Predigt und dann teilen sie, wenn sie vorbei ist, sie unter die Leute aus; dieser Teil ist für diesen Mann, jener für diese Frau, jene Ermahnungen sind für diese Personen und diese Drohungen für jene Sünder und so,“ schloß er, „geben sie die ganze Rede weg und behalten nichts für sich.“

Aberglaube und Todesfurcht.

Ein klassisches Beispiel für den Aberglauben und die Todesangst der Atheisten bildet E. Zola, der berühmte französische Romanschriftsteller. R. Guerrier sagt von ihm folgendes: „Zola hatte die Existenz Gottes aus seinen Gedanken zu streichen versucht, er hatte überhaupt alles Uebersinnliche geleugnet. Aber wir sehen den großen Menschen der Zahl drei und sieben glückliche Bedeutung zuschreiben. Wir sehen ihn in abergläubischer Weise die Zahl der Gaslaternen auf der Straße oder die Zahl der Häuser feststellen. Wir sehen ihn, wie er abends, ehe er zu Bett geht, gewisse Möbel mit peinlicher Genauigkeit anrührt. Wir sehen, wie er bei Blitz und Donner von einer geradezu kindischen Furcht befallen wird. Der Tod seines Freundes Flaubert und seiner Mutter machte ihn fassungslos. Er ging nicht mehr an das Fenster, wo der Sarg herabgelassen worden war. Er erzählt selbst: „Seit diesem Tage liegt der Gedanke an den Tod stets in unserem Sinn. Wir lassen die ganze Nacht Licht in unserem Schlafzimmer brennen, und oft, wenn ich meine Frau, ehe sie einschläft, noch einmal ansehe, fühle ich, daß auch sie denkt, was ich denke, und wir sehen uns schweigend an, weil uns ein Gefühl der Schonung für den andern nicht zu Worte kommen läßt. Ach, der Gedanke ist schrecklich! Zuweilen springe ich des Nachts mit beiden Füßen aus dem Bette und stehe einen Augenblick in unbegreiflicher Furcht da.“ „Gl. u. W.“

Quidam bittet ums Wort!

Es sind viele Bitten eingelaufen, Bestellungen auf mein Buch „Großmutters Schatz" ohne Vorausbezahlung anzunehmen, weil man jetzt nicht Geld habe, das Buch aber gerne haben möchte, wenn man es später bezahlen dürfte.

Da die Herausgabe einer kleinen Auflage sichergestellt ist, und mit dem Druck des Buches am 20. April begonnen wurde, bitte ich alle diejenigen, die das Buch haben wollen, es jetzt aber nicht bezahlen können, es sofort ohne Vorausbezahlung zu bestellen, — natürlich mit der Verpflichtung, es zu bezahlen, sobald sie Geld haben, — damit ich von ungefähr weiß, wieviele Bücher ich drucken lassen kann, denn auf Vorrat drucken lassen, reichen meine Mittel nicht aus.

Preis des Buches portofrei zugeschickt ist ....$1.00.

Bestellungen auf Ganzleineneinband werden nur mit Vorausbezahlung, **Preis $1.30,** und nur bis zum 1. Mai angenommen. **Alle** Bestellungen richte man an: **Mr. P. J. Klassen, P. O. Superb, Sask.**

— **Letzten Donnerstag machte** Premierminister Chamberlain im Parlament bekannt, daß England die allgemeine Wehrpflicht einführe, um seinen Verpflichtungen in Europa auch die moralische Garantie zu geben. Er machte dieses zum Vertrauensvotum, das ihm überwiegend gegeben wurde.

— **Und Freitag hielt Führer** Adolf Hitler seine Rede vor dem Reichstage in Berlin, die über die ganze Welt durchs Radio verbreitet wurde. Sämtliche Radiosysteme Amerikas brachten die Rede. In sarkastischer Weise wies er Präsident Roosevelts vorgeschlagene Garantie und Friedenskonferenz zurück. Er hob den Flottenvertrag mit England auf, ebenfalls auch den Nichtangriffspackt mit Polen. Verlangte die Eingliederung Danzigs ins Deutsche Reich, und auch eine deutsche Straße durch den Korridor nach Ostpreußen. Die Berlin-Rom Achse erklärte er als feststehend. Dann verlangte er ausdrücklich die Rückgabe der deutschen Kolonien. Dabei erklärte er sich bereit, Nichtangriffspackte mit allen Reichen zu schließen, die sich darum direkt an Deutschland wenden würden. Erklärte, daß Deutschland England gegenüber Freundschaft und Hochachtung empfinde, und zwischen den beiden Reichen sei nur die Frage der Rückgabe der deutschen Kolonien, das geschehen müsse. Er erklärte ausdrücklich,, daß Deutschland keinen Krieg wolle. Deutschlands Armee sei die größte und stärkste seiner Geschichte, und Deutschland fürchte sich vor niemand.

Die Rede ist verschieden aufgenommen worden, doch die Kriegsfurcht ist etwas gewichen, denn man glaubt doch, die Wege zur friedlichen Lösung aller Fragen seien offen.

— **Canada will $950 000 für** Wegebau ausgeben zur Steuerung der Arbeitslosigkeit. Im ganzen will Canada 8 Millionen dazu ausgeben.

— **Die canadische Regierungsbahn** hat ein investiertes Vermögen von $1 965 673 985, und die Schulden beziffern sich auf $1 992 185,-599, wovon an Privatpersonen und Korporationen die Summe von $1 249 996 423 trifft.

— **König Georg und Königin** Elisabeth werden anstatt auf dem Kriegsschiffe Repulse auf dem CPR-Dampfer „Empreß of Australia" ihre Amerikareise machen, die sie am 6. Mai antreten werden. Repulse soll in europäischen Gewässern bleiben der kritischen Lage halber, wie im Parlament in London bekannt gegeben wurde.

— **Rumänien hat England die** Nachricht gegeben, daß es die Garantie der demokratischen Reiche für ihre Unabhängigkeit gegenwärtig nicht annehmen könne. Polen hat alles drangesetzt, Rumänien dazu zu bewegen, doch vergebens. Die deutsche Diplomatie hat den Sieg davon getragen. Ein Prinzipal einer Hochschule in Winnipeg sagte nach Hitlers Rede, daß Hitler heutzutage der beste Diplomat der Welt sei.

— **Zum „Council of State" für** König Georges Abwesenheit wurden ernannt seine beiden Brüder, der Herzog of Glouster und der Herzog of Kent, dann seine Schwester, die Prinzessin Royal, seine Cousine, Princeß Arthur und Königin Elisabeth, die obzwar sie den König begleitet, doch laut englischem Gesetz zum Council gehören muß.

— **Canada will zur Aufrüstung** 63 Millionen Dollar ausgeben.

— **Canadas Budget, das dem** Parlament vorgelegt wurde, weist ein Defizit von etwa 60 Millionen Dollar auf. Die Steuern werden aber nicht erhöht.

— **Ein rotangestrichenes 2-motoriges** Flugzeug der Sowjetunion flog Donnerstag abends von Moskau los und notlandete am Freitag Abend in New Brunswick im St. Lorenz. Das Flugzeug erlitt erheblichen Schaden bei der Landung, wobei auch einer der Flieger verletzt wurde. Dieses Flugzeug war auf dem Wege nach New York zur Weltausstellung.

— **Englands Budget hat den** Friedenshöhepunkt überschritten mit seinen 630 Mill. Pfund ($2,948,-400,000), doch werden auch dort die Steuern nicht erhöht.

— **Der verurteilte Harry Heipel,** der J. A. Kaeser, der ihn auf seinem Auto mitnahm, ermordete, ist letzten Mittwoch in Regina durch den Galgen hingerichtet worden. Ehe er starb, gab er bekannt, daß er Frieden für seine Seele gefunden und selig sterben werde.

— **Chicago. Eduard Benesch,** der frühere Präsident der Tschechoslowakei, hat die Führerschaft der Bewegung zur Wiederherstellung der früheren Republik angenommen.

Sein Neffe und Sekretär Bohus Benesch erklärte, der erste Schritt zur Bildung einer provisorischen tschechischen Regierung mit dem Hauptquartier in Chicago sei getan worden.

Zur tatsächlichen Bildung der Regierung seien nur Telegramme an tschechoslowakische Mitarbeiter in Washington, London, Paris und Moskau nötig.

„Dies ist die Wiederholung der ersten Gründung der ersten tschechoslowakischen Republik in Pittsburgh im Jahre 1918", sagte er.

Eduard Benesch, einer der Führer der ersten Bewegung, ist jetzt außerordentlicher Professor an der Universität von Chicago.

— **Washington, D.C. Die Mehrheit** der Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat mit Begeisterung die Ankündigung von einer Kampagne gegen die Kriegspropaganda aufgenommen, wie der Abgeordnete Hamilton Fish, R., N.Y., bekannt gab. Es war Fish gewesen, der die Bildung eines Nationalkomitees angekündigt hatte, das dafür sorgen soll, daß Amerika sich in keinen Krieg mischt. Fünfundzwanzig Mitglieder und ehemalige Mitglieder des Hauses haben sich als Exekutivbehörde des Komitees zusammengetan und sind übereingekommen, alles in ihrer Macht stehende einzusetzen, um gegen die vom amtlichen Washington inspirierte Kriegspropaganda vorzugehen.

— **Sevilla. Generalissimus Franco** hielt einen Triumpheinzug in Sevilla, um an einem Kirchenfest teilzunehmen. Ueberall wehten Kirchen- und nationalistische Flaggen, während Frauen Franco auf dem Wege zur Kathedrale Blumen zu Füßen warfen. Vor der ihm zujubelnden Menge erklärte der neue Herr Spaniens, daß Spanien, das mindestens 1 000 000 Soldaten unter Waffen habe, eine starke Stellung in Europa einnehme und daß die Welt zu Spanien aufschaue.

— **Haifa, Palästina. Angriffe** bewaffneter Banden in Haifa haben die Zahl jüdischer Opfer binnen 36 Stunden auf drei Tote und fünf Verwundete erhöht. Die frühere Polizeistunde wurde wieder eingeführt, während mit Soldaten bemannte Panzerwagen die Unruhequartiere abpatrouillierten. In Jerusalem verhaftete die Polizei fünf Mitglieder eines angeblichen „Mörderkorps".

— **Berlin. Die Ernennung Franz** von Papens, früherem Gesandten in Oesterreich, zum Gesandten Deutschlands in der Türkei kam, besonders in London und Paris, als eine unangenehme Ueberraschung, denn dort sieht man das als einen Schritt an, die britischen Bemühungen um Englands Einfluß in der Türkei zu schwächen, wenn nicht gänzlich kaltzustellen. Die Türkei kontrolliert nämlich auch die Bosphorus-Meerenge, den Schlüssel zum östlichen Eingang vom Schwarzen zum Mittelländischen Meer. — Aus gutunterrichteter Quelle verlautet auch, daß die Lufthansa, die deutsche Handelsfluggeugesellschaft, nach zehnjährigen beständigen Unterhandlungen mit diesen nun Erfolg hatte und von der Türkei wichtige Zugeständnisse für Handelsluftdienst zwischen beiden Ländern erhielt. Großbritannien und Frankreich bemühen sich in der Hoffnung, daß auch die Türkei und Bulgarien sich ihnen anschließen würden. Diese Hoffnung scheint nun sehr geschwächt, wenn nicht ganz vereitelt zu sein.

— **Frankreich hat von Burgos** die Zusicherung erhalten, daß Truppenbewegungen in Spanien und nach Spanisch-Marokko weder gegen Frankreich noch gegen Großbritannien gerichtet sind, wie in politischen Kreisen verlautete.

— **Präsident Roosevelt hat auch** seine finanziellen Berater einberufen, um Mittel und Wege zu finden, durch welche großen Störungen in den Finanzmärkten im Fall eines Krieges vorgebeugt werden soll.

— **Ein Bericht des Handelsdepartements** deutete an, daß sich Deutschland durch seinen Handelsvertrag mit Rumänien beträchtliche Oellieferungen gesichert hat.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.40

Der Mennonitische Katechismus, ohne den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.30

Bei Abnahme von 12 Exemplaren und mehr 25 Prozent Rabatt.
Bei Abnahme von 50 Exemplaren und mehr 33⅓ Prozent Rabatt.
Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House
672 Arlington Street — Winnipeg, Man., Canada

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Korn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an:

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt? Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man., Canada.

Ich schicke hiermit für:

1. Die Mennonitische Rundschau ($1.25) $........
2. Den Christlichen Jugendfreund ($0.50) $........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $........

Name ....

Post Office ....

Staat oder Provinz ....

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft,“ „Money Order,“ „Expreß Money Order“ oder „Postal Note“ ein. (Von den USA. auch persönliche Schecks.) Auch kanadische „Post Stamps“ dürfen als Zahlung geschickt werden.

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ....

Adresse ....

— **London.** Eine Woche großer politischer Spannung ging am 22. April zuende, aber sie hat nicht allein nicht nachgelassen, sondern sich durch einen kühnen Schachzug des Reichsführers eher noch erhöht, der sich in einer Umfrage an die 31 Länder wandte. Zweck der Anfrage ist natürlich, die Behauptungen Mussolinis und auch Hitlers zu begründen, daß Präsident Roosevelts angebliche „Friedensbotschaft“ eine eigenmächtige Handlung war, zu der er nicht beauftragt wurde und die unerwünscht und lächerlich war.

Großbritannien versucht soviel als möglich die Handlung des amerikanischen Präsidenten zu beschönigen, diese als erwünscht hinzustellen und in Abrede zu stellen, daß Roosevelt sich lächerlich machte. Ein Ankündiger der Britischen Rundfunkgesellschaft, ein Regierungsmonopol, redete in deutscher Sprache und erzählte seinen Zuhörern, daß Reichsführer Hitler bei den von Präsident Roosevelt genannten Ländern einzeln anfragte. Aus zuverlässiger Quelle verlautet, daß der Ankündiger der Rundfunkgesellschaft die Rede auf Ersuchen des britischen Auswärtigen Amtes verbreitete, das augenscheinlich infolge der Lage der Dinge beunruhigt ist und Roosevelt soviel als möglich in Schutz nehmen möchte.

Die Frage, mit der sich Reichsführer Hitler an die 31 Länder, oder wenigstens an die kleineren, wandte, ist sehr direkt abgefaßt und lautet: „Haben Sie Angst vor Deutschland?“ Und: „Waren Sie im Voraus von Herrn Roosevelts Schritt unterrichtet worden und haben Sie diesen gutgeheißen und gewünscht?“

Soweit hat keines der befragten Länder geantwortet, daß es sich von Deutschland bedroht fühle und auch nicht ein einziges Land erklärte, daß es sich an Roosevelt gewandt habe. Obwohl noch nicht alle befragten Länder antworteten und berichtet wird, daß einige ausweichende Antworten gaben, sind diese Meldungen nicht amtlich, aber ersichtlich ist aus den eingelaufenen amtlichen Berichten, daß Herrn Roosevelts Stellung erschüttert ist und daß er viel an Ansehen verloren hat, zumal auch aus dem amerikanischen Kongreß Meldungen einlaufen, aus denen klar ersichtlich ist, daß Roosevelts Handlung auch von hervorragenden Volksvertretern, sogar von solchen seiner eigenen Partei, scharf getadelt wird. —Staats-Anzeiger, Bismarck, N.D.

— **Warschau. Hier verlautet,** daß Polen und Frankreich keine Fragen bezüglich Roosevelts Note vom Reichsführer Hitler vorgelegt wurden. Die Berichte sind nicht amtlich und Regierungskreise verhalten diesbezüglich sich schweigsam. Polen baut scheints auf den Nichtangriffsvertrag mit Deutschland, doch ist fraglich, ob der nicht hinfällig wird, sollte Polen, wie verschiedentlich schon berichtet wurde, einen Militärvertrag mit Frankreich und Großbritannien geschlossen haben. Deutsche Regierungsbeamte verweigerten jede Auskunft darüber, welchen Ländern die Fragen vorgelegt wurden.

— **Bern. Der Schweizer Bundesrat** lehnte die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen mit Sowjetrußland, ohne die Garantie, daß die Kommunisten sich politischer Aktivitäten in der Schweiz enthalten würden, ab. Der Bundesrat erwiderte auf eine Anfrage in der Legislatur, daß alle anderen Regierungen, die in Bern vertreten sind, sich nicht in innere Angelegenheiten der Schweiz einzumischen, gegeben hätten.

— **London. Außenminister Lord** Halifax erklärte mit Bezug auf die von Deutschland und Italien erhobene Vorwürfe, England plane eine Einkreisung der Achsenmächte, daß ein solcher Schritt nicht ins Auge gefaßt sei. Zur gleichen Zeit setzte die britische Regierung ihre Bemühungen nach verstärkten Rüstungen und weiteren Bundesgenossen fort.

— **Berlin. Das Deutsche Nach**richtenbüro meldete wieder neue Exzesse der Polen gegen die deutsche Minderheit. Es soll in verschiedenen Teilen von Polen zu Zusammenstößen gekommen sein. Es wurde gemeldet, daß der Polnische Westverband, eine patriotische Organisation von jungen Leuten, in verschiedenen Städten und Dörfern bei Kattowitz die deutschen Bewohner angegriffen habe. Die Deutschen wurden von den überlegenen Polen verprügelt. In vielen deutschen Häusern wurden die Fenster mit Steinen eingeworfen.

gme
mit
tie,
cher
lten
rwi-
Le-
gie-
ind,
eiten
eben

Lord
die
rho-
eine
daß
Auge
setzte
emü-
ngen
rt.
Nach-
e Er-
utsche
benen
enstö-
e ge-
ftver-
ation
benen
towitz
riffen
von
iegelt.
wur-
einge-

eu!
ine!
schem
die
„Ge-
e.
reiche
e und
bver-
$0.50
$1.25
$1.40
durch
Abs.,